1. Septemberheft 1962 36

ZB
ZEIT IM BILD

Filmstar für einen Tag

war Regine Klinger in Stolpen

Foto: Paul Friedemann

Eine Diskussion wert:

Die Flucht in die Hölle

Alles in ihrem Leben war sicher. Sie hatten ihr sicheres Zuhause in einem sozialistischen Staat, in dem das kapitalistische Wolfsgesetz außer Kraft gesetzt war, nach dem der arbeitende Mensch sich vom Fabrikherrn ausbeuten lassen muß. Sie hatten ihren sicheren Arbeitsplatz. Sie hatten ihren sicheren Verdienst. Sie hatten ihren sicheren Feierabend. Selbst in den kleinen und großen Freuden ihres Lebens war Sicherheit. So lebten sie sicher, und so sicher lebten sie, daß sie meinten, es müsse überall so sein. Auch jenseits der Grenzen ihres Landes, im Westen, von dem mitunter so schwärmerisch gesprochen wurde, weil er dann und wann mit glänzend verpacktem Kaffee, winzigen Kofferradios und manch anderen Dingen den Duft der „großen Welt" in ihr Dasein wehte, das ihnen zu eng erschien.

Sie strebten hinaus in die Weite. Als sie vor Jahren den Weg aus der vermeintlichen Enge ihrer Heimat hinüber in die „große Welt" gingen, als sie aus der DDR „flüchten" zu müssen glaubten, begriffen sie bald danach, wie sehr sie sich geirrt hatten. Die westlichen Lichtreklamen und Schaufenster hielten nicht das, was sie versprachen, wenn die, die davorstanden, nicht genug verdienten, um all die begehrten Dinge kaufen zu können, von denen sie jahrelang geträumt hatten. Die Sehnsucht nach den Freuden des Überflusses, der in der „großen Welt" herrschen sollte, blieb bei der vergeblichen Jagd nach gutem Verdienst unerfüllt. Man war enttäuscht. Bis zu jenem Tag, an dem man das Inserat las: „Begabte junge Tänzerinnen, auch Anfängerinnen, für große Reise eines Balletts gesucht . . ." und engagiert wurde.

Bald ging es mit dem Manager des „Madora"-Balletts in den Orient. Alles schien in Ordnung, auch die Frau des Managers reiste mit. 20 Westmark Auslandsgage je Tag, bei freier Reise, hatte Manager Hoornieg den Glückssucherinnen aus der DDR vertraglich garantiert. Aber sie mußten sich ihren Lebensunterhalt im Ausland nach der Vorstellung verdienen, indem sie sich männlichen Besuchern gegenüber zu gewissen Diensten bereit erklärten, die in jenem verbotenen Gewerbe üblich sind, das sich Prostitution nennt und das in dem Staat, aus dem sie weggegangen waren, keinen Boden mehr hat, auf dem es gedeihen könnte. Von Manager Hoornieg aber wurde ihnen im Beisein der „Chefin" mit Ohrfeigen und Faustschlägen eingeprügelt, was sie in dieser Hinsicht zu tun hatten.

Zwei Jahre lang zog Manager Hoornieg mit seinem „Madora"-Ballett im Orient umher. Griechenland, Zypern, der Libanon, Ägypten und Nordafrika waren die Reiseziele der Truppe. Und überall prügelte Manager Hoornieg „seine" Mädchen zum Dienst auf das Lotterbett.

Er prügelte in Nicosia auf Zypern. Er prügelte in Athen. Er prügelte in Bagdad. Die Hinterzimmer des „Metropol" in Kaiserslautern, das „Maxim" in Stuttgart, das „Castellani" in München und die „Hölle" in Frankfurt am Main hatten noch einen halbwegs manierlichen Manager Hoornieg erlebt. Alles, was manierlich an ihm gewesen war, fiel unversehens von ihm ab, als er sich im Orient sicher wähnte. Und weil er sich hier sicher wähnte, war es mit der Sicherheit der Ballettmädchen plötzlich vorbei.

Zwei Jahre lang zog der nach außen glatte Bursche finanziellen Nutzen aus den Balletteusen, bis der Vorhang über sein Treiben fiel. In der „Roxy-Bar" in Konstanz wurde er verhaftet, weil eines seiner Opfer endlich die Kraft und den Mut fand, zur Polizei zu gehen und zu erzählen, welches Martyrium die Glückssucherinnen in den vergangenen zwei Jahren durchgemacht hatten, wozu sie genötigt und mißbraucht worden waren.

In Bochum stand Manager Hoornieg mit Frau vor Gericht, angeklagt wegen Mädchenhandels und gewerbsmäßiger Unzucht. Auszug aus der Anklageschrift: „In Bagdad zogen die Eheleute Hoornieg einen regelrechten Bordellbetrieb auf. Hoornieg stellte dabei einen Zeitplan auf und verkuppelte einzelne Mädchen mehrmals am Tage."

Eines der Mädchen stammt aus Erfurt. Der Vater war nicht imstande gewesen, die vor drei Jahren neunzehnjährige Tochter vor ihrem verhängnisvollen Schritt zu bewahren. Er war einer von denen, die nicht vermochten, dem Kind das Gute klarzumachen, das unser Leben bestimmt und ihm innewohnt. Deshalb verließ die Tochter die Sicherheit und tappte ins Unsichere, blind wie die Motte, die nur die Helligkeit des Lichts sieht, aber nicht die tödliche Wirkung ahnt, die von der Flamme ausgeht, wenn sie ihr zu nahe kommt. Nun stand das Mädchen als Zeugin vor Gericht. Als sie über die vergangene Zeit bei Hoornieg ausgesagt hatte, fügte sie ein paar bittere Worte über die westdeutsche Gegenwart hinzu: „Hier in Bochum kann ich nicht bleiben. Die Leute haben schon vor mir ausgespuckt."

Als Ballettmädchen engagiert, zu Freudenmädchen degradiert: das „Madora"-Ballett.

Sie sah nicht den Weg, den eines der anderen Mädchen gegangen ist, den Ausweg, den Weg zurück. Dieser Weg endete für die, die sich besann, im Elternhaus. Das steht in jenem Berlin, in dem den Verlockungen der Hoorniegs am 13. August des vergangenen Jahres ein Riegel vorgeschoben wurde. Heute begreift die Zurückgekehrte nicht mehr, wie sie vor drei Jahren die DDR verlassen konnte: Sie sagt: „Damals dachte ich, ich müßte weg. Heute weiß ich: Es war die Flucht in die Hölle."

Vielleicht ahnt sie nicht einmal, wie sie damit all das rechtfertigt, was wir in trockenem Ton oft als „die Maßnahmen des 13. August 1961" bezeichnen.

W. Forner

... und Ihre Meinung?

Nr. 26/1962

Mega-Mega-Tonnen

Der Begriff Billion ist nicht konstant. Das heißt, die Summe einer Billion ist in verschiedenen Ländern verschieden. So ist in Deutschland und England eine Billion die Summe einer Million Millionen, während in Frankreich, in den USA, der Sowjetunion bereits tausend Millionen eine Billion darstellen. Ganz unrecht hattest du also mit deiner Behauptung im Heft 26 (Seite 2) nicht und Herr Dr. Werner in Leipzig in Heft 31 (. . . und Ihre Meinung?) auch nicht (siehe „Meyers Neues Lexikon").

M. Grünert, Karl-Marx-Stadt

Nr. 29/1962

Ein Prediger der Sparsamkeit

Sie brachten vor einigen Wochen einen Bericht darüber, wie die westdeutschen Bausparer in vier Jahren durch steigende Baupreise um ein Drittel ihrer Ersparnisse betrogen wurden. Es gibt neuerdings Leute in Westdeutschland, die den berechtigten Unwillen der Bausparer ausnutzen und ein Geschäft damit machen. Sie gründeten einen

Achtung, Bausparer!
Verlangt kostenlos und unverbindlich unseren Informationsdienst Nr. 1/63:
Sinn und Widersinn des Bausparens
Kosteninflation zerstört Baukapital!
Wertsicherung für Bauspareinlagen?
Bund der Bausparer
Stuttgart 1, Postfach 1134

„Bund der Bausparer", der „die Aufgabe hat, die Bausparer vor Verlusten zu schützen" – Jahresbeitrag 15 Westmark! Ein lukratives Geschäft für die Gründer. Die beiliegende Zeitungsanzeige schickte mir mein Bruder, der in Stuttgart wohnt, auf ein Eigenheim sparen möchte und die Baupreise seit Jahren davongaloppieren sieht.

K. Müller, Dresden

Nr. 31/1962

Wo war Herr Höfer, als Deutschlands Städte starben?

Auch dem letzten Leser dürften beim Studium eures Dokumentarberichts die Schuppen von den Augen gefallen sein. Der Bonner Staat ist mit braunen Bazillen verseucht. Aber es wird nicht zugelassen, daß die braune Pest auf ein sozialistisches Land übertragen wird. Sie mögen in Bonn an den 13. August 1961 denken!

G. Kreiser, Magdeburg

Nr. 33/1962

. . . denn sie wissen, was sie tun!

In der 13. Fortsetzung der „Kriminalfälle ohne Beispiel" wird berichtet, wie der Kriminalobermeister Rodatus in der Hauptverhandlung des Mordprozesses Vera Brühne nicht erscheint, weil er unter falschem Namen in einer Nervenklinik im „Heilschlaf" liegt. Der Schwurgerichtsvorsitzende Dr. Seibert lehnt die Vernehmung von Rodatus ab, weil, wie er erklärt, „zu erwarten sei, daß sich der Zeuge an nichts erinnert". Günter Prodöhl schreibt dazu, man „würde das kaum für möglich halten", wenn darüber nicht von vielen Zeitungen berichtet worden wäre: „Ein Kriminalbeamter wird mit Medikamenten in Dauerschlaf versetzt, einer Art Gehirnwäsche unterzogen, um nur ja nicht vor Gericht als Zeuge aussagen zu müssen." 1933, im Reichstagsbrandprozeß war es der Holländer van der Lubbe, der kein Wort über seine Mittäter aus Görings SA über die Lippen brachte. Knapp dreißig Jahre später darf Rodatus über die Hintermänner eines Verbrechens nicht reden. Wann wird man ihn ganz zum Schweigen bringen, weil ihn eines Tages doch das Gewissen die Wahrheit sagen lassen könnte?

G. Höppner, Erfurt

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher
Verlagsleiter: Günther Zumpe · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862 · Für nicht bestellte Fotos und Manuskripte wird nicht gehaftet

VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263

Verschämt duckt sich die letzte Kate unter der Linde.

Das Erbe

jahrhundertelanger Junkerherrschaft blinzelt aus matten Scheiben.

Schlohweiß leuchten Fritz Gängels Haare. Sein Körper ist nur leicht gebeugt, und niemand sieht dem freundlich Grüßenden seine 73 Jahre an. Und erst recht vermutet niemand in dem bescheidenen und zurückhaltenden alten Herrn einen erfahrenen Revolutionär und unbeugsamen Streiter gegen Ausbeutung und Unrecht. Sein ganzes Leben verschrieb er der Befreiung der arbeitenden Menschen vom kapitalistischen Joch. Genosse Fritz Gängel kannte Beyernaumburg, als die kümmerlichen Katen noch überwogen, und er kannte auch die Herrschaft derer von Bülow, deren Schloß über dem Dorfe thront. Schlösser und Katen waren ihr Erbe. Die Herren verschwanden, die jahrhundertelang Rechtlosen übernahmen das traurige Erbe und erfüllten das Vermächtnis jener, die für ihre Befreiung ihr Leben gaben und in Kerkern schmachteten. Sieben Jahrhunderte beherrschten Ritter, Junker und Kirchen Land und Leute, rücksichtslos, brutal, ganz wie es ihnen genehm war. Wer aufbegehrte, bekam ihre Macht zu spüren. 15 Beyernaumburger nahmen am Bauernkrieg teil, sieben davon richteten die junkerlichen Henkersknechte auf dem Galgenberg bei Nienstädt. Als hundert Jahre später die Bülows in Beyernaumburg Fuß faßten, gab es noch 42 Bauern, als die Junkerherrschaft 1945 zu Ende war, existierten noch zwei. Fritz Gängel, der erfahrene Kommunist, stellte sich bei der Verteilung des Junkerlandes an die Spitze, als Repräsentant des künftigen sozialistischen deutschen Staates, der erste sozialistische Bürgermeister des Dorfes. Er legte mit den Grundstein für das neue Beyernaumburg: 62 Bauernwirtschaften entstanden.

Die Saat eines neuen Geschlechts

Die Saat eines neuen Geschlechts

Der Letzte wurde der Erste. LPG-Vorsitzender Horst Kranz.

Die degenerierten Bülows repräsentierten ihre Klasse, ihren Staat und rangen mit List, Tücke und Gewalt um dessen Bestand. Als sich die Arbeiterklasse Mitteldeutschlands aufbäumte, arbeitete Fritz Gängel im

Vorbei: freiherrliches Jagdvergnügen.

Aktionsausschuß, Franz Goldschmidt und einige andere aus dem Ort standen an der Front gegen den militaristischen Putschisten Kapp. Kaum zurückgekehrt, holte sie Bülows schwarze Reichswehr.

In den folgenden Jahren fand der Arbeitersportverein in Beyernaumburg immer mehr Zuspruch, sehr zum Leidwesen des Bülow. Noch dazu, weil Fritz Gängel, der Vorsitzende, gleichzeitig Leiter der KPD-Fraktion des Sangerhausener Kreistages war, und diesem beizukommen, war auch für einen Bülow nicht einfach. Vor allem, da die Kommunisten durch den Arbeitersport ja zahlreiche Anhänger im Dorf besaßen. Ein Ball, der dem Baron bei einem Fußballspiel ins Kreuz flog, gab endlich den ersehnten Anlaß. Über Nacht ließ er den Sportplatz umpflügen – trotz Pachtvertrag – und eine Kirschplantage anlegen. Was nützte es, daß die Beyernaumburger Kommunisten nicht klein beigaben und den Gutsherrn zwangen, Gelände für einen neuen Platz abzumessen. Der größte Teil der Anhänger des Arbeitersports war trotzdem eingeschüchtert. Bülow war ihr Brotherr, und sie waren ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Auf diese Art liquidierte der Junker nicht nur den Beyernaumburger Sport, sondern auch die bestehende Massenorganisation der Arbeiterklasse. Denn in dieser Zeit war es für einen Landarbeiter kein leichtes Los, die Arbeit zu verlieren. Dreizehn Mark Stempelgeld erhielt Franz Goldschmidt für seine fünfköpfige Familie, während der Staat der Bülows für einen Polizeihund monatlich 50 Mark Futtergeld ausgab.

Mit Zuckerbrot und Peitsche zu regieren ist eine alte Praxis bürgerlich-feudalistischer Herrscher. Die Inspektoren der Bülows waren für die Beyernaumburger die „schwarzen Männer", während der Baron ja „gar nicht so" war. Er gab sich als Biedermann und ließ seine Kreaturen regieren, die skrupellos die Landarbeiter drangsalierten, als williges Werkzeug ihres Herrn, frei nach Noske: „Einer muß ja der Bluthund sein."

So charakterisiert die dreihundertjährige Herrschaft der Bülows in Beyernaumburg den Niedergang der deutschen Bauern. Mit ihrem Land und mit ihrem Blut mußten sie den Bestand der Ausbeuterordnung sichern. 62 Beyernaumburger Männer verbluteten in zwei Kriegen für das Bülowsche System. Gedenksteine erheben

Zeugen und Anklage.

auf dem Friedhof stumme Anklage und beschwören das Elend der deutschen Nation herauf, erinnern an die Tränen der schmerzzerwühlten Eltern, Frauen, Kinder und Geschwister um nutzlos verheizte Leben. Maßlose Erbitterung überkommt so jeden Betrachter des Gedenksteines der Brüder Otto und Werner Eckstein, die noch im Frühjahr 1945 irgendwo sinnlos verbluten mußten. Auch hier Widersinn und Vernunft beieinander. Ein Holzkreuz zum Gedenken an vier KZ-Häftlinge, die am Ortsrand unter den Mörderkugeln von SS-Schergen hinsanken, mahnt, das festzuhalten, wofür sie starben. Das neue Deutschland, unsere Republik, das neue Beyernaumburg ist ihr Vermächtnis, das es zu erhalten gilt. Und wenn heute Franz Goldschmidts Blick vom Schloßberg übers Dorf, über die

Franz Goldschmidt, einer der neuen Herren.

Au zum Mansfeldischen hingleitet, dann im Bewußtsein, Herr zu sein und nicht mehr Knecht.
Man kann heute unbeschwert zum Schloß wandern. Die neuen Herren sind die Frucht der Saat, die Fritz Gängel, Franz Goldschmidt und die auf dem Friedhof ruhenden vier Genossen legten. Es ist das neue Geschlecht, dem nicht mehr die Furcht vor dem schweren Weg zum Schloß anhaftet. Denn meist waren es Bittsteller, die am Burgtor Einlaß begehrten. Zersorgt, gebeugt von der Last der Arbeit, vor dem Junker bangend, außer Atem vom beschwerlichen Weg, wird kaum einer den imposanten Ausblick von der Burgmauer über das weite Land empfunden und aufgenommen haben. Ein Genuß war es für die Dörfler ohnehin nicht, sie blickten auf ihr eigenes Elend, und selbst das gehörte Bülow.
Vor siebzehn Jahren endete bei uns die Herrschaft der Bülows und ihresgleichen. Heute gehört ein gedrungener Mann mit angegrauten Haaren, die unter der schwarzen Baskenmütze hervorlugen, zu den markanten Beyernaumburger Erscheinungen. Horst Kranz, 1945 der letzte Bauer im Bülowschen Dorf, geht durch die Fluren. Prüfend schweifen die wachen Augen über die Felder. Ab und zu verharrt er, sich niederbeugend

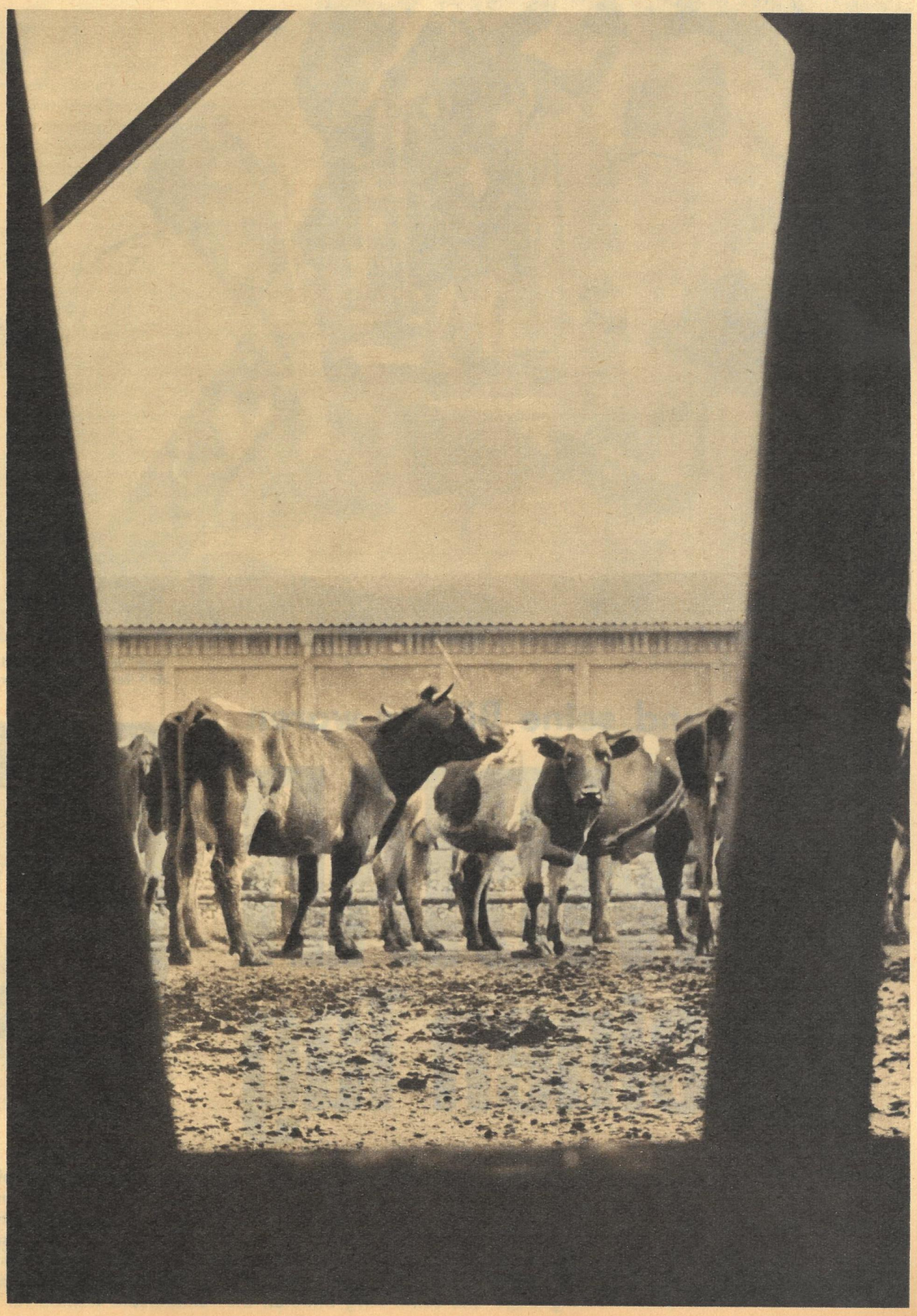
Die Erben brauchen Raum.

eine Pflanze der weiten Kulturen zu betrachten, die Erde zu fassen, darauf bedacht, dem Boden seine Geheimnisse abzulauschen, um das Wohl der Pflanzen besorgt, die reiche Ernte bringen sollen. Bülows letzter Bauer ist heute der Erste unter 283 seinesgleichen. Soviel Mitglieder zählt die 1000 Hektar große LPG „Paul Scholz". Sie feiern in diesem Jahr Geburtstag. Vor zehn Jahren gehörten Franz Goldschmidt und Horst Kranz, der seit dieser Zeit als Vorsitzender fungiert, zu den acht, die sie gründeten. Die neuen Herren von Beyernaumburg schufen sich ihr Glück, sie brauchen sich nicht mehr zu ducken und mit gebeugtem Rücken den Schloßberg zu erklimmen.
Zehn Jahre sind wenig in der Geschichte eines Volkes. Aber in dieser Zeit veränderte sich das Land, veränderte sich Beyernaumburg, veränderten sich die Menschen, erfüllte sich das Vermächtnis der sieben, die vor 440 Jahren auf dem Galgenberg ihr Leben ließen, wurde vollendet, wofür Franz Goldschmidt im Kerker saß, wofür Tausende Sozialisten starben. Der alte Wehrturm droht nicht mehr. Er ist Baudenkmal, und das Schloß bevölkern die Lehrlinge der LPG, denen die Baubrigade mehr Raum schafft, da sich ihre Zahl in diesem Jahr fast verdoppelt. Sie kennen die Bülowsche Herrschaft nur aus den Erzählungen der Älteren. Sie leben unter den Realitäten der neuen Zeit, sie sind das neue Geschlecht, sie sind die Nutznießer der Kämpfe ihrer Eltern. Sie werden morgen ein besseres Erbe antreten, ihnen werden nicht nur Schlösser, Katen und Grabsteine hinterlassen. Allein in den vergangenen zehn Jahren genossenschaftlicher Arbeit brachten die Bauern mehr zustande, als die Junker in Generationen vermochten. Für 1,3 Millionen DM Werte schufen sich die Genossenschaftsbauern. In bedeutend kürzerem Zeitraum machte Bülow etwa die gleiche Summe Schulden. Er lebte

Sie kennt die Bülows nicht.

deshalb nicht schlechter. Die Beyernaumburger Kinder ruhten zu jener Zeit allerdings selten so friedlich im Gras, ihre Augen hatten kaum den ausgeglichenen, interessiert-unbekümmerten Ausdruck wie die der Nachkommen der neuen, rechtmäßigen Herren. Die neue Saat gedeiht, die neue Zeit, die neuen Menschen wachsen, die Welt verändert sich, wie es Karl Marx vor hundert Jahren prophezeite.

Fotos: Buschmann (2), Blutke (5), Archiv (1) / Text: D. Scheffler



Wie vor fünfhundert Jahren die Hussiten, stürmen die Jungen Pioniere die Burg, den festlichen Aufmarsch (unten) störend, aber das Drehbuch verlangt es so.

Stolpen und seine Bürger waren

FILMSTAR für einen Tag

Ein guter Regisseur kann alles, notfalls auch das Wetter prophezeien. Als vor einem Vierteljahr Rolf Losansky die schüchternen Zweifel der Stolpener mit einem kategorischen „Am Festtag scheint die Sonne!" weggewischt hatte und dann tatsächlich kein Wölkchen die Feststimmung trübte, stieg die in Stolpen ohnehin gewaltige Achtung vor der DEFA ins Ungemessene. Mit ihr auch die Ausdauer und Spielfreude der Stolpener Bürger, die an diesem Tage die Geschichte ihrer Stadt in einem großen Festzug lebendig werden ließen, der den Höhepunkt des DEFA-Films „Hussiten" (Arbeitstitel) einleitet. Das alte Städtchen zwischen Oberlausitz und Elbsandsteingebirge und seine Burg bildeten die romantische Kulisse für den bunten Wirbel von Spiel und Wirklichkeit.

Der vom Stolpener Heimatforscher Klemmt sachkundig zusammengestellte Festzug hatte 12 000 Zuschauer angelockt. Dabei ist er „nur" eine Episode des Films, der die Geschichte einer Pioniergruppe erzählt, die mit Feuereifer die Vergangenheit ihrer Stadt erforscht. Allerdings brauchen die Jungen eine heilsame Lehre, ehe ihr Tatendrang in die richtigen Bahnen gelenkt wird.

Der Film „Hussiten" ist das zweite Jugendobjekt der DEFA. Regisseur Rolf Losansky (links, mit Hut) und Kameramann Karl Neugebauer drehen nach dem Studium und der Assistenzzeit ihren ersten „eigenen" Film. Das die Arbeit fördernde „Kumpel"-Verhältnis des jungen Kollektivs mit den jugendlichen Darstellern bewährt sich auch an freien Tagen beim Wandern und Baden.

Am Festzug war halb Stolpen beteiligt, von der Gymnastikgruppe der Vorschulkinder über Pionierleiter, Arbeiter, Bauern, Hausfrauen (siehe Titelbild), Sportler bis zum achtzigjährigen Johann Schulte, der mit souveräner Würde den mittelalterlichen Bischof und Burgherrn spielte. Und das alles bei 30 Grad im Schatten! Die Unterstützung des Filmstabes durch die Bevölkerung war einmalig. Besonders die Filmkinder wurden von ihren „Pflegeeltern" regelrecht verwöhnt.

2 000 Kinder wurden vom DEFA-Drehstab auf schauspielerische (und schulische!) Leistungen geprüft, um die acht Hauptdarsteller zu finden. Unter ihren erwachsenen Freunden und Mitspielern finden wir Bruno Carstens als Lehrer (auf dem Foto im feudalen Festzugskostüm), Günter Naumann, Peter Kiwitt und andere. Abenteuerlich, spannend und humorvoll illustriert der Film das Pioniergesetz „Junge Pioniere lieben ihre Heimat", doch geht er über den Rahmen eines Kinderfilmes hinaus und wird interessant für alle, die mit „Erziehung" zu tun haben. *Fotos Friedemann / Text Becker*

Goldene Brücken

baut die Zimmererbrigade Schröder in Schwedt an der Oder

Parteisekretär Bothur:
„Ein gutes Beispiel. Auf der ganzen Baustelle werden Leitungs- und Arbeitsprinzipien verbessert."

Brigadier Schröder:
„Machen wir den Versuch einer komplexen Zusammenarbeit. Wir nennen unser Kollektiv ‚Wostok III'."

FDJler Klaus Pesch:
„Die FDJ hat nun endlich angebissen. Nächste Woche soll's mit der Jugendarbeit richtig losgehen."

Sie sind nicht aus purem Gold, die Brücken, an denen die Jugendbrigade Schröder (siehe „ZB" 29/1962, „Große Hände – Glückssache?") jetzt arbeitet. Doch durch die Rohre, die sie tragen werden, fließt Gold: Erdöl und seine Raffinerieprodukte. Aber diese Brücken sind auch Gold wert, denn ohne sie kommt der gesamte Bauablauf im Erdölverarbeitungswerk Schwedt an der Oder ins Stocken, kann unter anderem das so dringend benötigte Kraftwerk (oben im Hintergrund) seine Arbeit nicht aufnehmen. Acht solcher Brücken sieht der Staatsplan für dieses Jahr vor. Aber es gab Schwierigkeiten, und statt termingerecht begannen die Schröder-Leute, ohne ihr Verschulden, mit Planverzug. „Wir werden die acht Brücken trotzdem schaffen – und noch zwei weitere dazu", sagte zum Erstaunen vieler anderer das Kollektiv, dessen „große Hände" vielmehr kluge Köpfe sind. Aber w i e wollen sie die Verpflichtung erfüllen? Diese Frage stand neben anderen im Mittelpunkt einer Beratung zwischen der Brigade Schröder und „ZB" (Foto ganz unten), an der auch der Parteisekretär des EVW, Genosse Bothur, teilnahm.

Eine zweite Schicht wurde auf der Baustelle eingerichtet, also kommt noch eine Brigade hinzu. „Was ist", knobelten die Schröders, „wollen wir etwa getrennt arbeiten? Vielleicht früh das einreißen – weil es uns nicht gefällt –, was die anderen nachts geschaffen haben, oder umgekehrt? Sollen wir zwei Abrechnungen an einem Objekt vornehmen und dadurch alles komplizieren? Wollen wir uns gegeneinander ausspielen, Ärger, Zank, Neid und Unzufriedenheit riskieren?"

Nein, nichts von alledem. Die Mitglieder der Jugendbrigade faßten den einzig richtigen Beschluß: Wir müssen zusammenarbeiten, mit den neuen Kollegen trotz zweier Brigaden e i n Kollektiv bilden. Nur so, vielleicht sogar unter momentanem Verzicht auf Spitzenposition, ökonomische und finanzielle Erfolge, werden wir unsere Aufgabe meistern, die Verpflichtung erfüllen. Ein verhaltener Schritt, damit die anderen Tritt fassen können, und schon geht's gemeinsam auf den Weg. Und der ist nicht glatt und eben. Rund drei Wochen für eine Brücke stehen im Plan. In vierzehn Tagen soll sie aber fertig sein. Ist dieser Termin nicht vermessen? Wird wirklich alles glatt gehen? Bleiben die Schröders (und die neu hinzukommenden Kahlischs) die Brigade mit den großen Händen? „Zeit im Bild" berichtet in nächster Zeit erneut aus Schwedt mit der „Chronik einer Brücke".

Fotos P. Friedemann / Text E. Kottwitz

Seit neun Jahren berichtet „ZB" in zahlreichen Bildreportagen und Dokumentationen von der Raumfahrt-Zukunft. Was uns vor einem Jahrzehnt noch als Utopie erschien, ist inzwischen zu einem großen Teil Wirklichkeit geworden. Der Vorstoß ins All – Traum der Menschheit seit Jahrtausenden – gelang; das kosmische Zeitalter hat begonnen. Es scheint, als hätten die sowjetischen Wissenschaftler seit dem erfolgreichen Start ihres „Sputnik I" einen Kalender angelegt, auf dem sie ihre späteren, mit unvorstellbarer Präzision durchgeführten Weltraumflüge bereits vorgemerkt hatten. Frei von jeder Sensation und Spekulation arbeiten die Forscher der Sowjetunion an diesem wohl gewaltigsten Programm der Menschheitsgeschichte mit verblüffenden Ergebnissen! Unsere Utopien wurden von der sowjetischen Wissenschaft überholt. Diese Erkenntnis, die uns jeder neue Test beweist, berechtigt uns zu sagen: Der Sozialismus ist die beste Startbahn, deshalb

konnten wir Propheten sein

„. . . auch die vorliegenden Zeichnungen wirken phantastisch, stützen sich jedoch auf die in der Forschung bisher erarbeiteten Möglichkeiten und Ergebnisse. Der Mensch ist in der Lage, die technischen Hilfsmittel zu erfinden, die Erde zu verlassen und ins All zu gelangen! Der Stand bisheriger Versuche läßt die Behauptung durchaus zu. Wie sich der Mensch, als ein an die Erdschwerkraft gebundenes und unter ihrem Einfluß entwickeltes Wesen, dabei verhalten wird, darüber kann noch nichts gesagt werden. Ob seine physischen Kräfte ausreichen, diesen ‚schwerelosen' Raum aufzusuchen, weiß man nicht; da muß man allerdings dem Zeichner noch ‚freie Hand' lassen."

1954

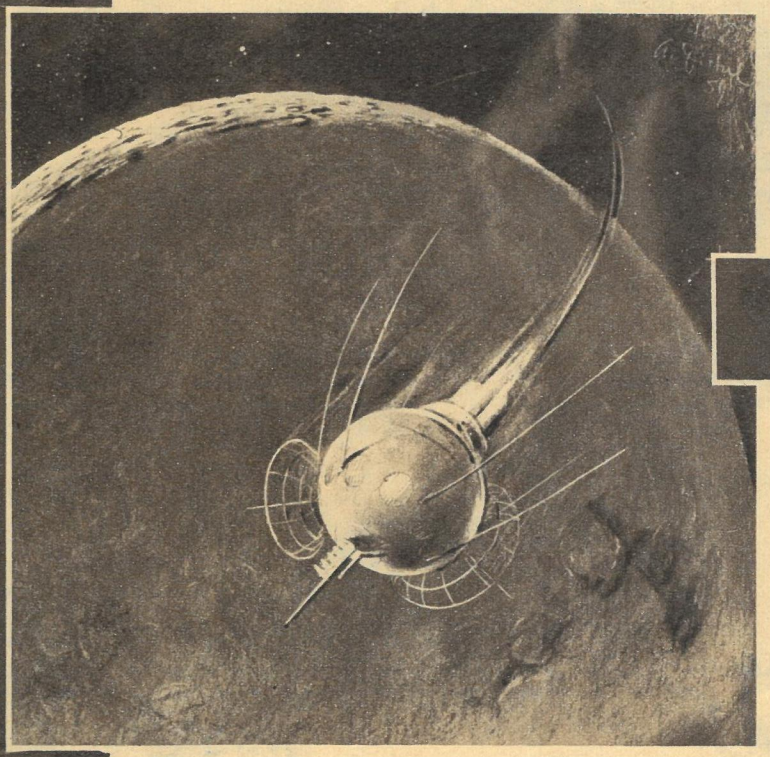
Aus einem Bildbericht unseres Zeichners Adelheim Dietzel im Märzheft 1954 der „ZB".

und 1957 schrieben wir:

„. . . doch solche Bilder, wie sie auf dem Skizzenblock unseres Zeichners entstanden, sind keine Utopien mehr. Wie lange noch wird es dauern, und kühne Weltraumfahrer werden aus ihren Raketen heraus auf unsere Fernsehschirme Bilder zaubern."

Fünf Jahre später „zaubert" uns Pawel Popowitsch dieses sein Porträt ins Zimmer. Wir hören ihn sprechen, sehen ihm bei seiner Arbeit im Weltraum zu! (Foto unten.)

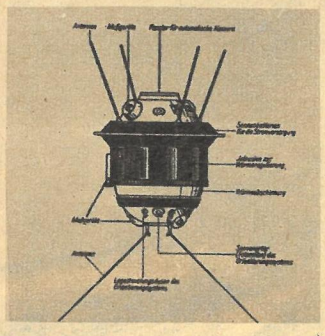
1957



„. . . in naher Zukunft wird es möglich sein, auch die Rückseite des Mondes kennenzulernen und Fernsehaufnahmen zur Erde zu funken."

Wenige Wochen nach diesem Bildbericht in „ZB" bringt „Lunik III" die ersten Fotos von der Mondrückseite zur Erde (Bild unten).

1959



Die Raumflüge der beiden Kosmonauten Popowitsch und Nikolajew dienten wiederum einer ganzen Reihe von Untersuchungen über Weltraumbedingungen, Funk- und Bildverbindungen untereinander und mit der Erde. Dieser Doppelflug war aber auch ein erster Versuch, der Lösung des vielumstrittenen „Rendezvous-Problems" näher zu kommen.

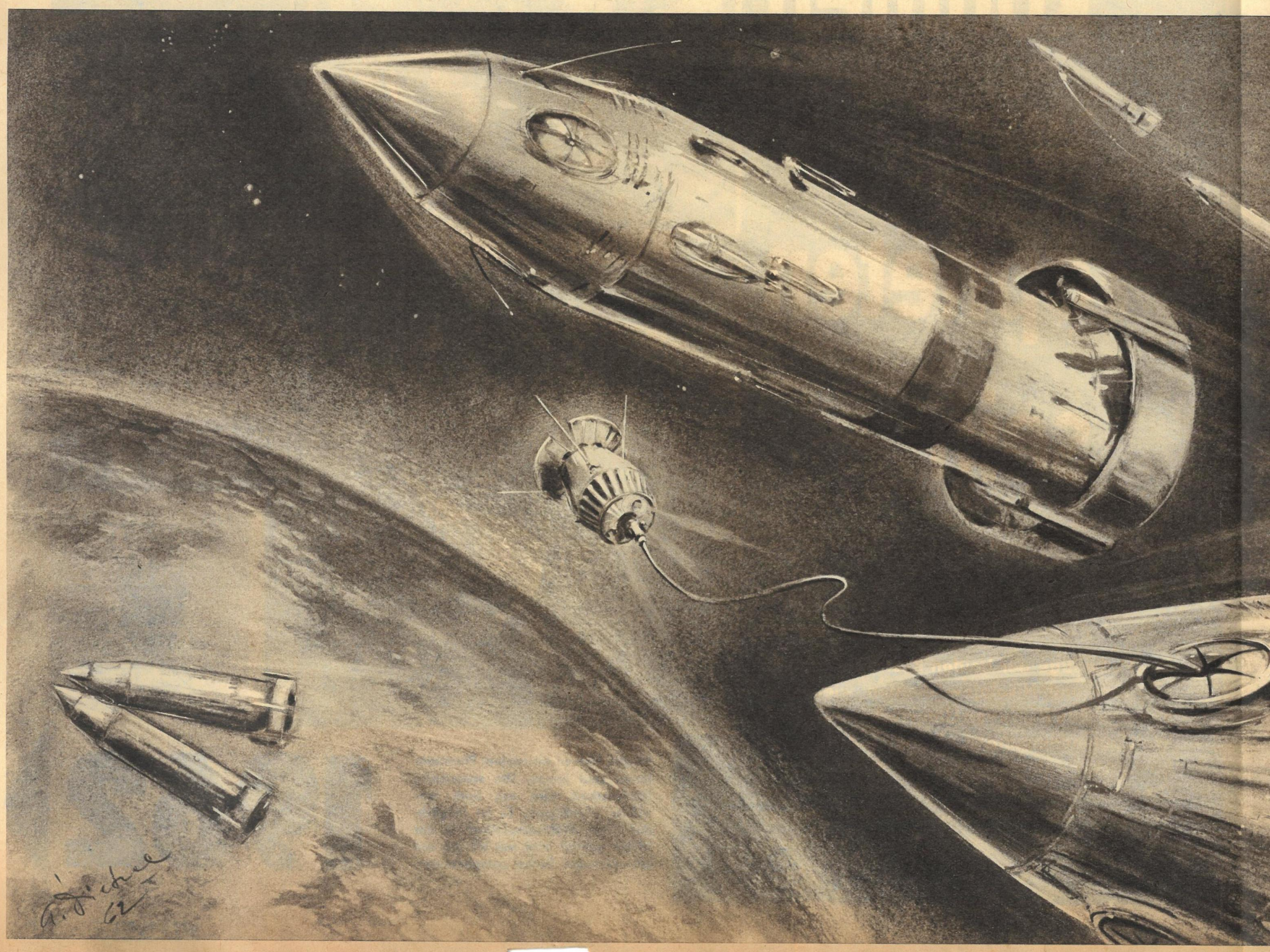
Wieder können wir unserer Phantasie freien Lauf lassen. Die sowjetische Wissenschaft wird uns auch hier wieder überflügeln. Es ist möglich, daß eine „Weltraumstation" in der Weise gebaut wird, wie wir sie auf den nächsten Seiten „prophezeien".

1962

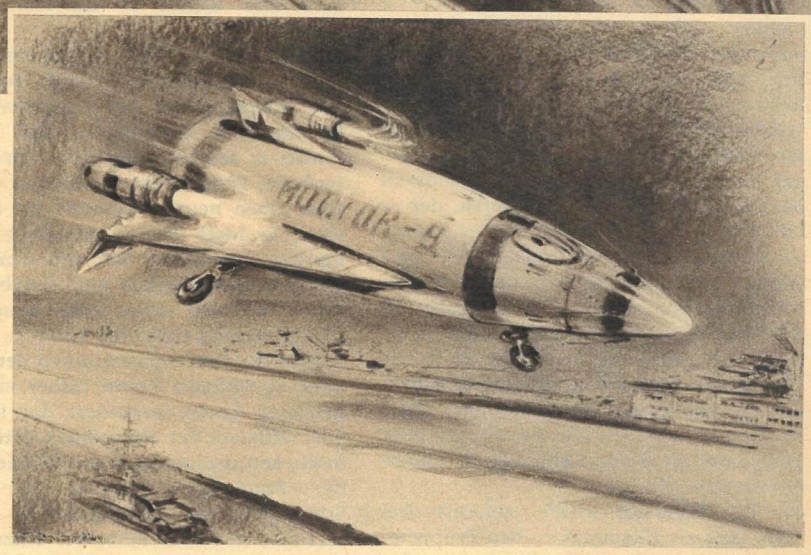
Heinz Mielke,
Vizepräsident der Deutschen astronautischen Gesellschaft:

Doppelschritt in den Kosmos

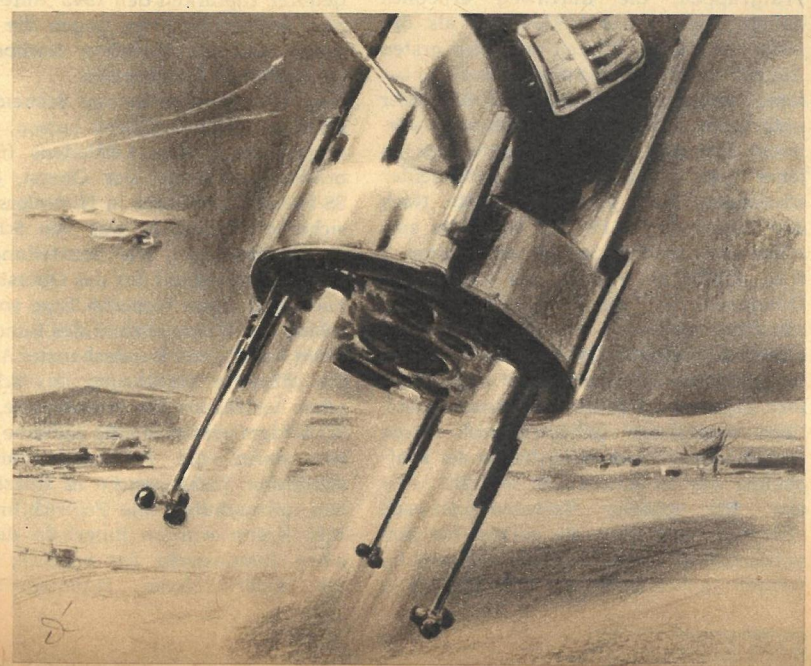
Mit einem neuen großartigen Experiment hat sich die sowjetische Raumfahrtwissenschaft wiederum der Weltöffentlichkeit nachdrücklich in Erinnerung gebracht.
Was den Raumfahrtexperten nun schon seit Jahren eindringlich klargeworden ist, hat sich einmal mehr in imponierender Weise bestätigt: Die sowjetische Wissenschaft nimmt ganz eindeutig die führende Stellung auf dem Wege zur wissenschaftlichen und damit friedlichen Erschließung des kosmischen Raumes ein!
Die Flüge der beiden sowjetischen Kosmonauten Andrijan Grigorjewitsch Nikolajew und Pawel Romanowitsch Popowitsch in ihren Raumschiffen Wostok III und IV, in der Zeit vom 11. bis 15. August 1962, haben sowohl technisch als auch vor allem menschlich in der Raumfahrtforschung völlig neue Maßstäbe gesetzt. Beides kommt auch deutlich in Zielsetzung und Durchführung des Experiments mit Wostok III und IV zum Ausdruck, da hierbei gleich zwei Schlüsselprobleme der Astronautik in einem Komplex in Angriff genommen wurden. Einmal die vielfältigen Untersuchungen zur Frage, ob der Mensch in der Lage ist, mehrere Tage im Zustand der Schwerelosigkeit ohne Beeinträchtigung seiner Arbeitsfähigkeit zu leben. Zum anderen wurden die ersten experimentellen Schritte zur Lösung des sogenannten „Rendezvous-Problems" in Angriff genommen.
Das zuerst genannte Schlüsselproblem eines langandauernden Raumaufenthalts von Menschen im Zustand der Schwerelosigkeit wird bei allen künftigen bemannten Raumflügen zum Mond und zu den Planeten eine bedeutende Rolle spielen. Es sei daran erinnert, daß beispielsweise ein Flug zum Mond mit einfacher Umrundung nach Art des Fluges von Lunik III (Fotos von der Mondrückseite) und mit anschließender Rückkehr in den erdnahen Raum immerhin etwa 12 bis 15 Tage dauern würde. Kompliziertere Flugaufträge (Landung auf dem Mond, Einfliegen in eine Mondsatellitenbahn) würden diese Zeiträume verdoppeln und verdreifachen. Bei Flügen zu den Planeten wäre dann mit Expeditionsdauern von vielen Monaten und schließlich sogar Jahren zu rechnen. Wenn sich gegen derartig große Zeiträume die von Nikolajew und Popowitsch in freiem Raumflug absolvierten 95 bzw. 71 Stunden auch noch relativ bescheiden ausnehmen, so ist dieses Verhältnis eben nur relativ. Immerhin bedeuteten ihre Flüge in dieser Hinsicht einen Vorstoß in absolutes Neuland, denn es bestand auch in den Kreisen der sowjetischen Raumfahrtexperten Ungewißheit über die Verträglichkeit einer mehrtägigen Schwerelosigkeit. Der über Erwarten günstige Verlauf des Experimentes und die daraus für die weitere Entwicklung des bemannten Raumfluges zu ziehenden recht optimistischen Schlußfolgerungen ordnen daher den Flügen der beiden sowjetischen Kosmonauten eine so außergewöhnliche Bedeutung zu, daß man sie mit gutem Recht als das bisher entscheidendste Experiment auf dem Gebiet der Raumfahrtphysiologie bezeichnen kann.
Nebenbei bemerkt, wenn man die Erfahrungsbereiche auf diesem wichtigen Spezialgebiet der Astronautik für die Sowjetunion und die USA einmal gegenüberstellen will, so genügt schon ein einfacher Zahlenvergleich, der allerdings durchaus nicht den Unterschied in der Dichte und Tiefe der Erkenntnisse widerzuspiegeln vermag. Zur Zeit verfügen die sowjetischen Raumfahrtphysiologen also mit ihrer Wostok-Serie über insgesamt rund 193 Stunden Raumflugerfahrung, ihre amerikanischen Kollegen brachten es bisher mit ihren Mercury-Kapseln nur auf rund 9 Stunden, also ein Verhältnis von über 20:1!
Wie schon anfangs erwähnt wurde, beschränkten sich die sowjetischen Raumfahrtspezialisten aber nicht nur auf ein einfaches „Mitfliegeprogramm" für die beiden Kosmonauten Nikolajew und Popowitsch. Sie legten vielmehr das Gesamtunternehmen vom technischen Standpunkt aus noch etwas anspruchsvoller an, um zu einer möglichst optimalen ökonomischen Nutzung des technisch-wissenschaftlichen Aufwandes zu kommen. Sie gestalteten das Einsatz- und Flugprogramm im Rahmen der komplizierten Aufgaben des Rendezvous-Problems. Das heißt, sie setzten sich das Ziel, die beiden Raumschiffe nacheinander in annähernd die gleiche Umlaufbahn „einzufüttern". Dieses Verfahren ist eine Grundvoraussetzung für die angestrebte direkte Zusammenführung mehrerer Raumflugkörper und deren dauerhafte Vereinigung zu einem größeren bemannten Dauersatelliten (Außenstation).
Mit dem Aufstieg von Wostok IV in eine Annäherungsbahn an die Umlaufbahn von Wostok III erbrachten die sowjetischen Raumflugtechniker den Beweis, daß sie schon heute über alle praktischen Voraussetzungen zur Lösung einer so enorm komplizierten Aufgabe verfügen. Als eine der vielfältigen Voraussetzungen sei nur die Frage der sicheren Startbereitschaft großer Trägerraketen zu einem auf die Sekunde genau festliegenden Starttermin erwähnt. Hinzu kommt die Einhaltung eines ebenfalls genauestens einzuhaltenden Lenkprogrammes auf der Antriebsbahn dieser Raketen. Man darf schließlich nicht vergessen, daß schon eine Verspätung von nur 1 Sekunde beim Einfliegen in die angestrebte Umlaufbahn eine Ortsdifferenz von etwa 8 Kilometern ergibt.
Für die Operationen zur optimalen Annäherung zweier getrennt umlaufender Raumflugkörper wird nun die Übernahme der Steuerung durch mitfliegende Raumpiloten eine überragende Rolle spielen, denn bei diesen Manövern wird es nicht so sehr auf Reaktions- als vielmehr auf Urteilsvermögen ankommen. Beispielsweise wird es kaum möglich sein, von optischen Beobachtungen abhängende Urteile so präzise durch einen Automaten fällen zu lassen, wie es ein trainierter Raumpilot sofort tun könnte. Selbstverständlich wird man diesen jedoch zusätzlich durch automatische Einrichtungen für Schnellstauswertungen und -registrierungen unterstützen. So wäre es durchaus denkbar, zwei durch Sichtsteuerung zunächst bis auf wenige hundert Meter angenäherte Raumschiffe erst durch eine Seilverbindung miteinander in Kontakt zu bringen (Zeichnung unten) und dann durch Verkürzung des Seiles die endgültige Verbindung herzustellen.
Selbstverständlich würde ein solches Zusammenführungsmanöver ein sehr anspruchsvolles Arbeitsprogramm für die beteiligten Raumpiloten umschließen. Sie müßten unter Umständen sogar zur Bedienung von Geräten befähigt sein, die nicht von ihrem Pilotensitz aus zu erreichen sind. Das heißt, ihre Eingriffe müßten auch dann exakt erfolgen, wenn sie sich frei in der Raumschiffkabine bewegen. Der Erforschung der physiologischen Probleme bei derartigen Aufgaben diente nun auch das spezielle Testprogramm der beiden Kosmonauten Nikolajew und Popowitsch. Die Verlautbarungen, daß dieser Teil der Erprobungen ebenfalls zur Zufriedenheit der Wissenschaftler ausgefallen ist, lassen die Aussichten auf eine baldige



Lösung des Rendezvous-Problems beträchtlich anwachsen. Der Abschluß des Experiments brachte mit der Doppellandung der beiden Raumschiffe Wostok III und IV eine weitere neue Variante der Raumflugtechnik, deren Konsequenzen recht vielseitig und außerordentlich weitreichend sind. Das Niedergehen der beiden Flugkörper in einem zeitlichen Abstand von nur 6 Minuten in dem annähernd gleichen Zielgebiet, etwa 30 Kilometer südlich der Stadt Karaganda, läßt den Schluß zu, daß das Landeverfahren bei sowjetischen Raumschiffen bis zur Perfektion von genauen Ziellandungen entwickelt worden ist. Eine nicht unwesentliche Rolle wird dabei die aerodynamische Flugfähigkeit der Raumschiffkörper in der Hochatmosphäre und in den bodennahen Luftschichten spielen. Auf diesem Wege könnten dann zusätzliche Bahnkorrekturen seitlich aus der ursprünglichen Umlaufsbahnebene heraus möglich werden, zumindest im letzten Teil der Abstiegsbahn. Ein solches Verfahren würde die Sicherheit bei der Rückkehr von Raumflugkörpern beträchtlich steigern – im Gegensatz zu den reinen Fallvorgängen bei den zur Zeit von der amerikanischen Raumfahrtforschung verwendeten Mercury-Kapseln – und außerdem zusätzliche Perspektiven für den Einsatz bemannter Fernflugkörper über große Entfernungen auf der Erdoberfläche bieten. Die hierbei erzielbaren extrem kurzen Flugzeiten würden sowohl im Sektor ziviler als aber auch militärischer Einsätze zu neuen beachtenswerten Möglichkeiten führen.



ZEICHNUNGEN ADELHELM DIETZEL



Zwar sind die Landemanöver der Raumschiffe mit Hilfe von Bremsraketen, Fallschirmen und Katapultsitzen der Kosmonauten (oben) geglückt, aber sie können nicht, besonders für den Flug mit mehreren Insassen, die Endlösung sein. Es ist möglich, daß bereits eine der nächsten Raumschifflandungen – wie bei den Überschall-Flugzeugen – mit ausklappbarem Fahrwerk erfolgt (rechts oben). Ein Niedergehen auf dem Mond oder den Planeten wiederum bedingt Senkrechtlandungen, die mit Federbeinen (rechts) oder mit Luftkissen abgefangen werden müssen. Probleme über Probleme, deren Lösungen uns die zielstrebige sowjetische Forschung schon in nächster Zeit vorlegen wird.

...denn sie wissen, was sie tun

GÜNTER PRODOHL

Kriminalfälle ohne Beispiel (3)

16. Fortsetzung

Der Hauptmann von Bonn

Mit Hilfe gefälschter Zeugnisse, Fragebogen und Urkunden gelingt es dem wegen Urkundenfälschung und fortgesetzter Betrügereien bereits vorbestraften angeblichen „Dr. Dr." Schneider, zum Stabsarzt der Bonner Bundeswehr zu avancieren. Ohne die Angaben und Unterlagen des vermeintlichen Doktors näher zu untersuchen, wird die Einstellung durch die den künftigen Heerespsychologen prüfenden Offiziere noch extra beschleunigt und Schneider für den 2. Mai 1956 zum Dienstantritt in die Bonner Ermekeilkaserne einberufen.

Paradepferd der Bundeswehr

Am Mittwoch, dem 2. Mai 1956, betrat Stabsarzt Dr. Dr. Robert Schneider die Eingangshalle des Bundeswehrministeriums in der Ermekeilkaserne zu Bonn. Auf den Korridoren drängten sich Männer in Zivil und Uniformierte. Sie stauten sich vor den Türen der Büros, und kaum einer wußte genau, an welcher Stelle er sich melden sollte. Selbst der routinierte Schneider benötigte mehr als fünf Stunden, bevor er dem für ihn zuständigen Referenten gegenüberstand. Doch nun endlich erfuhr er, was man mit ihm zu tun beabsichtigte. Er sollte die übliche, auf vier Monate bemessene Eignungszeit bei jener Dienststelle durchlaufen, der er die einzige legale Urkunde seines bewegten Lebens, die Ernennungsurkunde zum Stabsarzt der Bundeswehr, verdankte. Der Annahmeorganisation – intern nur als ANORG, oftmals auch mit UNORG bezeichnet – wurde Schneider zugeteilt. Die Herren von der ANORG drängte es derart, den Psychiater aus Goslar in ihrer Mitte zu wissen, daß Schneider die vorgesehene Teilnahme an einem Lehrgang in Andernach erspart blieb.

Dr. Dr. Schneider wurde zunächst drei Tage lang als Hospitant zu den Prüfgruppen abkommandiert. Die Herren von den Prüfgruppen, die durchweg erheblich höhere Dienstgrade bekleideten als der junge Hospitant, fühlten sich vom ersten Augenblick an dem als außerordentlich befähigt angepriesenen Stabsarzt Schneider unterlegen. Während der Prüfungen verirrten sich ihre Blicke immer wieder zu jener Ecke, in der Hospitant Schneider schweigend Platz genommen hatte. Nach drei Tagen durfte Dr. Dr. Schneider sich selbst aktiv ins Prüfgeschäft einschalten.

Nun zählte er endlich zur „Elite des Offizierskorps", wie ihm mündlich und schriftlich mehrmals versichert wurde. Er erhielt die Aufgabe, Offiziersbewerber, die für Spezialzwecke vorgesehen waren, auf ihre Eignung zu prüfen. Zu diesen künftigen Spezialisten gehörten auch einige Herren, deren Bewerbungsbogen der Prüfgruppe nur zu einem Teil enthüllt wurden. Ihr späterer Verwendungszweck allerdings war klar; sie sollten für den militärischen Abschirmdienst ausgebildet werden. Selbst Schneider, der Neuling in der Prüfungskommission, war darüber informiert. Er erkannte sehr schnell, daß für diese Bewerber Interviewmethoden der üblichen Art völlig ungeeignet waren und daß selbst bei verstärktem, gezieltem Gespräch eine normale Prüfgruppe schwerlich ein Bild über die menschlichen Qualitäten dieser Bewerber erhalten würde. Aus seiner eigenen Prüfung und aus dem damaligen Gespräch mit Korvettenkapitän Preu wußte Dr. Schneider, worauf es ankam und womit er Karriere machen konnte.

Während er tagsüber in den verschiedenen Prüfungskommissionen hospitierte und arbeitete, um sich die notwendigen Erfahrungen anzueignen, saß er des Nachts in seinem möblierten Zimmer am Park des Poppelsdorfer Schlosses und entwarf einen neuen Leitfaden für Prüfoffiziere. Er legte einhundertsiebzig psychologische Testfragen fest, mit denen man das politische Denken und die charakterlichen Anlagen eines jeden neuen Offiziersanwärters enthüllen konnte.

Hatten die Prüfungsrichtlinien der Amerikanerin Stefanie Krenn bisher zu einem gewissen Grade verhindert, daß faschistische Offiziere der ehemaligen Hitlerwehrmacht sofort Eingang in das Offizierskorps der Bundeswehr fanden, so richtete Schneider seine Prüfungsfragen auf das Ziel aus, nur noch Bewerber einzustellen, die bereit waren, eines Tages mit ehemals geübter Tapferkeit den 1945 „unterbrochenen" Eroberungskrieg gegen die Sowjetunion und die östlichen Nachbarländer Deutschlands fortzusetzen.

Nach drei Wochen konnte Schneider dem Chef der ANORG, Oberst Lassen, den fertigen Entwurf des Leitfadens für Prüfoffiziere vorlegen. Der Oberst, ehemals SS-Hauptsturmführer in Himmlers Reichssicherheitshauptamt, war von Schneiders Arbeit begeistert. Die Beurteilung durch den Minister stand der des Obersten nicht nach, und schon vierzehn Tage später beschloß der Wehrausschuß des Bundestages unter Vorsitz von Bundeskanzler Adenauer die offizielle Einführung des Schneiderschen Leitfadens für Prüfoffiziere.

Schneiders verdienstvolle Aufgabe bestand nun darin, die Prüfungskommissionen sämtlicher Wehrbereiche in Kurzlehrgängen umzuschulen. Die Prüfrichtlinien der Miß Krenn wurden innerhalb der deutschen Bundeswehr für ungültig erklärt, die amerikanische Diplompsychologin konnte mit Einwilligung des Oberkommandos der US-Besatzungsarmee von ihren Pflichten entbunden werden.

Von diesem Tage an war Dr. Dr. Robert Schneider das Paradepferd der Bundeswehr; er wurde nur noch als „Chefpsychologe" bezeichnet, obgleich seine offizielle Dienstbezeichnung nur „Sachbearbeiter des Prüfwesens beim Leiter der Annahmeorganisation" lautete.

Unzufriedenheit mit der Karriere Schneiders empfand lediglich die inzwischen ebenfalls nach Bonn übergesiedelte Ingeborg. Schneider hatte ihr eine Stellung als Sekretärin in der Abteilung IIIc verschafft. Er tat dies nicht nur aus Dankbarkeit für die Beschaffung der Zeugnisabschriften, sondern wünschte im Personalbüro des Ministeriums einen Menschen zu haben, mit dessen Hilfe er etwaige Nachforschungen über sein Vorleben verhindern konnte. Die rotblonde Inge jedoch fühlte sich vernachlässigt. Die Zeit, die Schneider ihr widmete, schien dem Mädchen zu gering bemessen.

Schneider indessen bildete innerhalb weniger Wochen siebenhundert Prüfoffiziere nach seinem Leitfaden aus. Achtzigtausend Rekruten und Offiziersbewerber wurden in der Folgezeit von Prüfungskommissionen angeworben, die nach Schneiders Leitfaden arbeiteten.

Das Ende des Chefpsychologen

Ein mit Zuchthaus vorbestrafter Betrüger formte das Gesicht der westdeutschen Armee. Schneiders Beförderung zum Oberstabsarzt im Majorsrang stand unmittelbar bevor. Seine Personalakte wurde herausgesucht, um die bevorstehende Beförderung eintragen zu können. Irgendein unbedeutender Sachbearbeiter blätterte sie auf, schrieb die Personalien Schneiders heraus. Der Geburtsort ließ ihn stutzen. Wien? Dann müßte man Hauptmann Schneider als Österreicher ansehen. Vor einem halben Jahr erst hatte der Bundestag ein Gesetz erlassen, wonach Österreicher, die durch die Annexion Österreichs im Jahre 1938 die deutsche Staatsbürgerschaft erhielten, mit sofortiger Wirkung nur noch als österreichische Staatsbürger gelten konnten. Als Österreicher konnte Schneider jedoch weder die Tätigkeit eines Stabsarztes in der westdeutschen Armee ausüben, noch durfte man ihn zum Oberstabsarzt befördern.

Hauptmann Schneider wurde zur Abteilung IIIc bestellt. Ratlos eröffnete ihm Ministerialrat Schlund, was geschehen war. Schneider lächelte nur.

„Aber nicht doch, Herr Ministerialrat, ich falle doch gar nicht unter das Gesetz. Ich bin doch nicht durch den Anschluß Österreichs Deutscher geworden, sondern hatte lange vor Hitlers Einmarsch in Österreich meine deutsche Einbürgerung beantragt und auch erhalten, um in Deutschland studieren zu können. Die beglaubigte Abschrift der Staatsangehörigkeitsbescheinigung muß doch in der Personalakte liegen."

Ministerialrat Schlund blätterte hastig in der Akte. Tatsächlich fand er im Anlagenkuvert das Dokument, die Staatsangehörigkeitsbescheinigung für Robert Schneider. Sie war vom 12. April 1941 datiert und vom Regierungspräsidenten in Berlin ausgestellt.

Der Ministerialrat Schlund atmete erleichtert auf, doch sein Sachbearbeiter wandte bescheiden ein: „Herr Ministerialrat, Herr Hauptmann Schneider muß aber noch eine Bestätigung dieser Einbürgerung vom hiesigen Standesamt erwirken. Diese Bescheinigung hat keine Rechtskraft mehr. Es könnten sich diplomatische Verwicklungen ergeben."

Vor diplomatischen Verwicklungen empfand auch ein Ministerialrat im Bundeswehrministerium Respekt, und somit bat Schlund den Hauptmann Schneider, zum Bonner Standesamt zu gehen und die kleine Formalität zu erledigen.

Schneider fühlte plötzlich Angst in sich aufsteigen. Die Staatsangehörigkeitsbescheinigung war wie alle anderen Urkunden von ihm gefälscht und von Ingeborg als echt beglaubigt worden. Weiß der Himmel, ob nicht irgendein Standesbeamter doch noch die Fälschungen aufdecken würde.

„Paßt mir zeitlich aber gar nicht, Herr Ministerialrat. Ich muß heute noch auf Dienstreise. Nach Kiel, Prüfoffiziere einweisen. Könnte diese Formalität nicht von Ihnen erledigt werden? Wenn vom Ministerium angerufen würde, ließe sich das vielleicht gleich telefonisch regeln."

Selbstverständlich erklärte sich Ministerialrat Schlund sofort bereit, dem vielbeschäftigten Chefpsychologen den zeitraubenden Weg zu ersparen. Er erteilte dem Sachbearbeiter den Auftrag, die Angelegenheit mit dem Standesamt zu regeln. Der überaus korrekte Sachbearbeiter sträubte sich dagegen, einen solchen Vorgang telefonisch zu erledigen. Er diktierte einen offiziellen Brief und schickte die bei den Akten liegende Bescheinigungsabschrift der Einbürgerungsurkunde an das Standesamt.

Der Leiter des Standesamtes, ein Stadtinspektor Karl von der Ehe, galt als Fachmann für das Paß- und Ausländerwesen. Alle einschlägigen Bescheinigungen und Dokumente über die Einbürgerung von Ausländern waren ihm geläufig wie einem Bankbeamten die Geldscheine der Landeswährung. Kopfschüttelnd betrachtete er ein ums andere Mal die beglaubigte Abschrift der Staatsangehörigkeitsbescheinigung des Hauptmanns Schneider. Ein Regierungspräsident von Berlin hatte nie

Der Chefpsychologe hat ausgedient: Aus dem schneidigen Stabsarzt wird nun ein Untersuchungsgefangener.

existiert, solange das Deutsche Reich bestand. Die Jahreszahl 1941, als das Datum der Einbürgerung, erregte den besonderen Verdacht des Stadtinspektors, denn zu dieser Zeit war Österreich schon über drei Jahre dem „großdeutschen" Reich Hitlers einverleibt, und jeder Österreicher war durch Gesetzeskraft Deutscher geworden. Es war demnach ausgeschlossen, daß man 1941 einen Antrag auf Einbürgerung stellen konnte.

Dieses Dokument, das Schneider fabriziert hatte, um Bundeswehrhauptmann zu werden, war in die Hände eines Kundigen geraten, der es dem Fälscher besonders übelnahm, daß er nicht einmal das genaue Datum der „Eingliederung" Österreichs in das deutsche Reich wußte.

Stadtinspektor von der Ehe raffte die Unterlagen zusammen und begab sich sofort zu seinem Vorgesetzten, Oberstadtinspektor Schneider. Der vertrat die gleiche Meinung wie sein Stadtinspektor: Die Bescheinigung war fingiert und gefälscht. Er kannte Rang und Bedeutung seines Namensvetters und ahnte den Skandal, den diese Entdeckung auslösen würde. Deshalb wollte er die Sache möglichst diskret behandeln und alarmierte nicht die Polizei, sondern fuhr persönlich zu Ministerialrat Schlund.

Der Ministerialrat freute sich, als ihm der Oberstadtinspektor die gefälschte Bescheinigung Schneiders entgegenhielt. „Schön von Ihnen, daß Sie diese Formalität selbst in die Hand genommen haben. Aber so eilig war es ja nun auch nicht . . ."

Als der Oberstadtinspektor ihm jedoch den wirklichen Anlaß seines Besuches eröffnete, sackte Schlund in seinem Sessel zusammen.

„Um Gottes willen", stöhnte er, „der Skandal, das kostet mich meine Stellung, ich bin doch verantwortlich gewesen für diese Sache."

Um Diskretion und Vermeidung jeglichen Aufsehens drehten sich Schlunds nächste Gedanken. Schneider weilte in Kiel. Er mußte ihn sofort unter irgendeinem Vorwand nach Bonn zurückbeordern, denn er wollte es vermeiden, bei einer Verhaftung in Kiel andere subalterne Beamte in den Skandal einzuweihen. Schlund meldete kurzerhand ein Blitzgespräch zur ANORG-Dienststelle Kiel an. Er gab durch, daß Hauptmann Schneider unverzüglich nach Bonn zurückkommen müsse, um an Konferenzen beim Minister teilzunehmen.

Robert Schneider empfand sofort Mißtrauen. Seit er in Kiel war, plagten ihn unbestimmte Ahnungen. Er fühlte, daß in seinem Plan einige Widerstände aufgetreten waren. Er fuhr nicht sofort nach Bonn zurück, sondern rief von Kiel aus die Abteilung IIIc an, in der Ingeborg als Sekretärin arbeitete.

Im Sekretariat hatte sich trotz aller Bemühungen, den Skandal geheimzuhalten, bereits herumgesprochen, was geschehen war. Mit tränenerstickter Stimme flüsterte Ingeborg durch das Telefon: „Sie wollen dich verhaften, Robert. Mit deiner Staatsangehörigkeitsbescheinigung soll etwas nicht stimmen . . ."

„Das ist doch Unfug, Ingelein, ich komme morgen zurück und kläre das auf." Dann hängte Schneider ein. Eine halbe Stunde später verließ er Kiel in einem neuen Volkswagen, den er sich in einem Autohaus für eine Probefahrt ausgeliehen hatte. Er trug einen braunen zweireihigen Sportanzug, den er in einem Konfektionshaus anprobiert und für den er seine geliebte Hauptmannsuniform in der Umkleidekabine zurückgelassen hatte. Schneiders Fahrtziel war nicht Bonn, sondern die deutsch-österreichische Grenze. Doch er hatte keinen Pfennig Geld bei sich. In der Eile des Umziehens hatte er die Brieftasche in seiner Hauptmannsuniform im Kieler Konfektionshaus steckenlassen.

An der Benzinuhr des Wagens konnte Schneider sich ausrechnen, wann seine Flucht enden würde. Bis Goslar reichte jedenfalls der Vorrat im Tank. In Goslar aber hatte er Bekannte, die ihm sicher Geld borgen würden.

Um Mitternacht klingelte Schneider an der Tür des „Hospizes zum Kreuz" und wurde von seiner ehemaligen Wirtin bereitwillig eingelassen. Der alten Frau Widmann schwindelte er vor, Spitzbuben hätten ihm auf der Dienstreise aus dem geparkten Wagen die Aktentasche gestohlen, in der auch seine Brieftasche war. Die alte Dame wollte ihm helfen, doch sie hatte nur zwölf Mark im Haus. Erst am nächsten Morgen konnte sie Geld von der Sparkasse holen. Wohl oder übel mußte Schneider den Wagen auf der Straße parken und die Nacht im Hospiz verbringen. Um Mitternacht, als Schneider die Hospizglocke in Bewegung setzte, läutete jedoch auch in der Zentrale des militärischen Abschirmdienstes der Bundeswehr die Alarmglocke. Bis zu diesem Zeitpunkt hoffte Ministerialrat Schlund auf Schneiders Rückkehr. Seine Hoffnung hatte sich als vergeblich erwiesen.

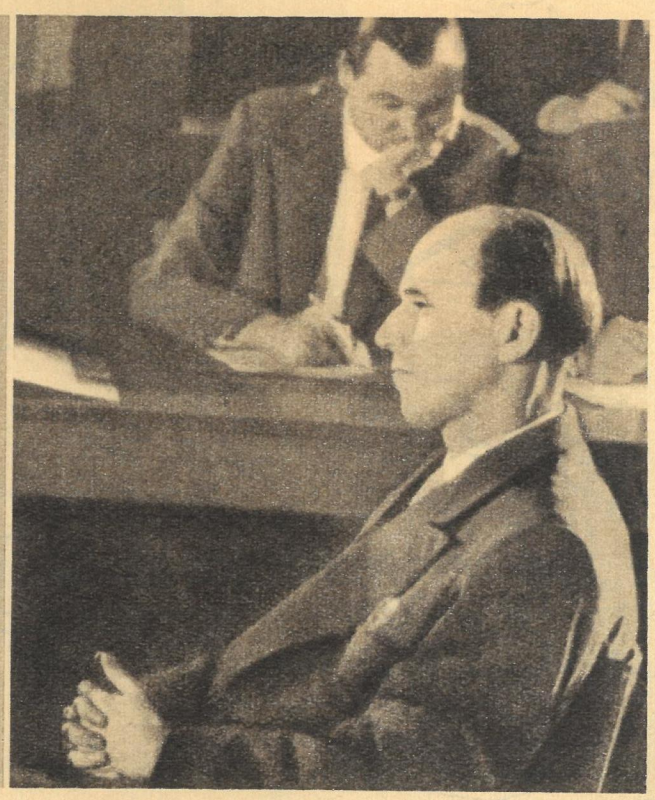
Innerhalb einer Stunde fand der im gesamten Bundesgebiet arbeitende Geheimdienstapparat Schneiders Spur. In Kiel war von der Leitung des Konfektionshauses Schneiders zurückgelassene Hauptmannsuniform zur Polizei gebracht worden, und der Inhaber des Autohauses hatte Anzeige wegen des gestohlenen Vorführwagens erstattet. Am nächsten Morgen drei Viertel sechs Uhr entdeckte eine Polizeistreife den zur Fahndung ausgeschriebenen Volkswagen in Goslar vor dem „Hospiz zum Kreuz". Wenig später drangen Kriminalbeamte – ohne Rücksicht auf den frommen Ruf des Hauses zu nehmen – in das Gebäude ein und nahmen den ehemaligen Chefpsychologen der Bundeswehr, Robert Schneider, fest.

Das geschah am 1. Dezember 1956.

Zwei Jahre und zehn Tage vergingen, bevor das Bonner Landgericht Robert Schneider wegen seiner betrügerischen Rolle als Chefpsychologe zu drei Jahren und zehn Monaten Gefängnis verurteilte.

Mehr als zwei Jahre zögerte man diesen Prozeß hinaus, obgleich die Anklage nach einigen Wochen hätte vorliegen können. Schneider leugnete keineswegs, er gestand unumwunden ein, daß er sein Philosophie- und Medizinstudium nicht zu Ende geführt, sich die Doktortitel widerrechtlich zugelegt und die notwendigen Dokumente gefälscht hatte. Der Prozeß mußte jedoch über Gebühr lange verzögert werden, weil der Skandal nicht an die Öffentlichkeit dringen durfte, bevor man mit Hilfe von Schneiders Testfragen die Armee der Bundesrepublik aufgestellt hatte. Bereits Ende des Jahres 1959 standen hunderttausend Soldaten unter Waffen, die Schneiders Frage, ob es richtig sei, die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus militärisch zu entscheiden, zur Zufriedenheit der Prüfungskommission beantwortet hatten.

Voller Stolz und mit Recht konnte Robert Schneider deshalb im Schlußwort der Verhandlung vor der Zweiten Großen Strafkammer des Landgerichts Bonn feststellen: „Ich sehe trotz allem mit Befriedigung auf meine verantwortungsreiche Tätigkeit in der Bundeswehr zurück. Ich führte meine Arbeit nach bestem Wissen und Gewissen aus und brachte sie auch zu einem Abschluß. Die Entwicklung, die unsere Bundeswehr genommen hat, beweist eindringlich und überzeugend, daß meine Pläne und Methoden über die Auswahl der Offiziere und Soldaten richtig waren."



Robert Schneider vor Gericht: Drei Jahre und zehn Monate Gefängnis lautete das Urteil.

Indizien – Mord

Ein Totenkopf liegt auf dem polierten Arbeitstisch des Schwurgerichts in Münster. Ein paar hundert Augen starren auf den Schädel und auf einen eleganten, graumelierten Mann, der drei Schritte vor dem Richtertisch steht und verlegen hüstelt. Es ist der achtundfünfzigjährige Professor Dr. Walter Specht, ehemals Leiter der kriminaltechnischen Abteilung des Bayrischen Landeskriminalamts und seit kurzem Leiter des Zentrallaboratoriums einer Bundesbehörde, deren Namen er im Prozeß nicht nennen darf.

Dieser eher wie ein Lebemann denn wie ein Wissenschaftler aussehende Kriminalprofessor ist die meistumstrittene Person dieses Sensationsprozesses, der im Mai 1961 zum zweiten Male in Münster verhandelt wird und seit Tagen die Spalten der westdeutschen Presse füllt. Das Gutachten des Kriminalprofessors diente dreieinviertel Jahre vorher als Handhabe, die zweiunddreißig Jahre alte Witwe Maria Rohrbach des Gattenmordes für schuldig zu befinden und zu lebenslänglichem Zuchthaus zu verurteilen.

Nach diesem Urteil hatte Maria Rohrbach in der Nacht vom 9. zum 10. April 1957 ihren sechzehn Jahre älteren Ehemann Hermann Rohrbach vergiftet, dann betäubt, schließlich durch Schläge auf den Kopf getötet, weil sie seiner überdrüssig war. Die Leiche zersägte sie in fünf Stücke, wickelte sie in Teile alter Wolldecken und versenkte die verschnürten Pakete in verschiedenen Gewässern des Stadtgebietes von Münster. Den Kopf habe sie zuvor im Küchenherd ihrer Wohnung verbrannt, behauptete das damalige Schwurgericht.

Dieser Kopf des angeblich von Maria Rohrbach Ermordeten, der jetzt auf dem Tisch des Schwurgerichts liegt, hatte schließlich zur Aufhebung des rechtskräftig gewordenen Urteils geführt. Ein Jahr nach dem ersten Prozeß, im Dürresommer des Jahres 1959, war er in einem von der wochenlangen Hitze ausgetrockneten Bombentrichter in der Nähe von Münster gefunden und an mehreren Kieferverbildungen einwandfrei identifiziert worden. Die Sonne hatte buchstäblich den folgenschweren Irrtum des erstinstanzlichen Gerichts und seines Sachverständigen ans Tageslicht gebracht.

Dr. Kösters, der Vorsitzende des Schwurgerichts, das den Fall nun zum zweiten Male verhandelt, deutet mit seinem Bleistift auf den Schädel, sagt dann, nicht ohne Ironie: „Nun, Herr Professor, bleiben Sie noch immer dabei, daß die Angeklagte den Kopf in ihrem Küchenherd verbrannt hat?"

Der attraktive Professor fährt sich mit zitternder Hand über die Schläfen, zuckt nervös mit den Mundwinkeln und sagt dann gereizt: „Ich werde überhaupt keine Auskünfte mehr geben!"

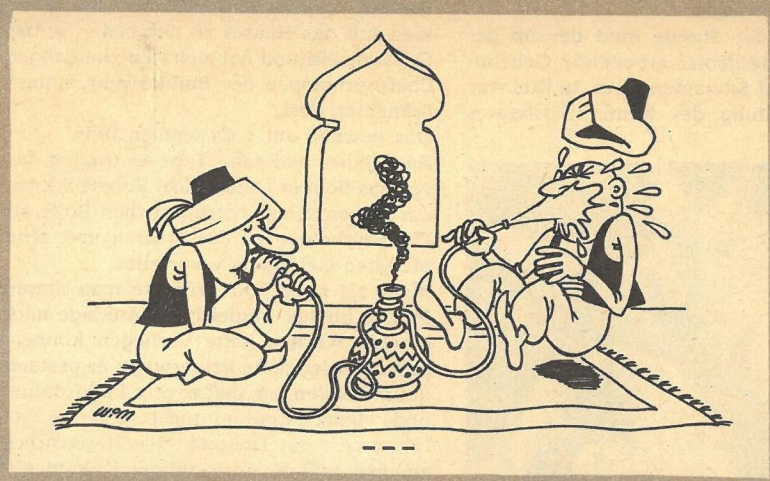
Er weiß keine Antwort mehr. In stundenlangen Plädoyers haben ein gutes Dutzend angesehene Professoren und Doktoren, die der Verteidiger der Angeklagten, Dr. Groß, hatte aufmarschieren lassen, sein für das erstinstanzliche Urteil entscheidendes Gutachten förmlich in der Luft zerrissen. Als letzter hat Professor Dr. Heinrich Kaiser, Leiter des Institutes für Spektrochemie und angewandte Spektroskopie, die Ansichten seiner Kollegen ganz unwissenschaftlich, dafür aber um so verständlicher zusammengefaßt: „Das Gutachten, um das es hier geht, enthält soviel Fehler und verrät soviel Unterlassungen und Unwissenheit, es steht in solchem Kontrast zu den grundlegenden wissenschaftlichen Regeln, es verstößt mit seinen Irrtümern gegen jede klare wissenschaftliche Erkenntnis, es ist mit soviel falschem, scheinbar wissenschaftlichem Ballast behaftet. In ihm werden ohne ernsthafte Nachprüfungen verhängnisvolle Folgerungen gezogen, so daß es in den Augen der ernsthaften Wissenschaft keinerlei Beweiskraft besitzt. Der Verfasser des Gutachtens hat keine Vorstellungen von den durch seine Gehilfen angewandten Untersuchungsmethoden und Analysen. Der Verfasser beherrscht nicht die elementarsten Ausdrücke der wissenschaftlichen Fachsprache. Er gebraucht völlig sinnlose, unbegreifliche, nicht existente Ausdrücke. Der Verfasser hat anscheinend überhaupt keinen exakten wissenschaftlichen Wortschatz."

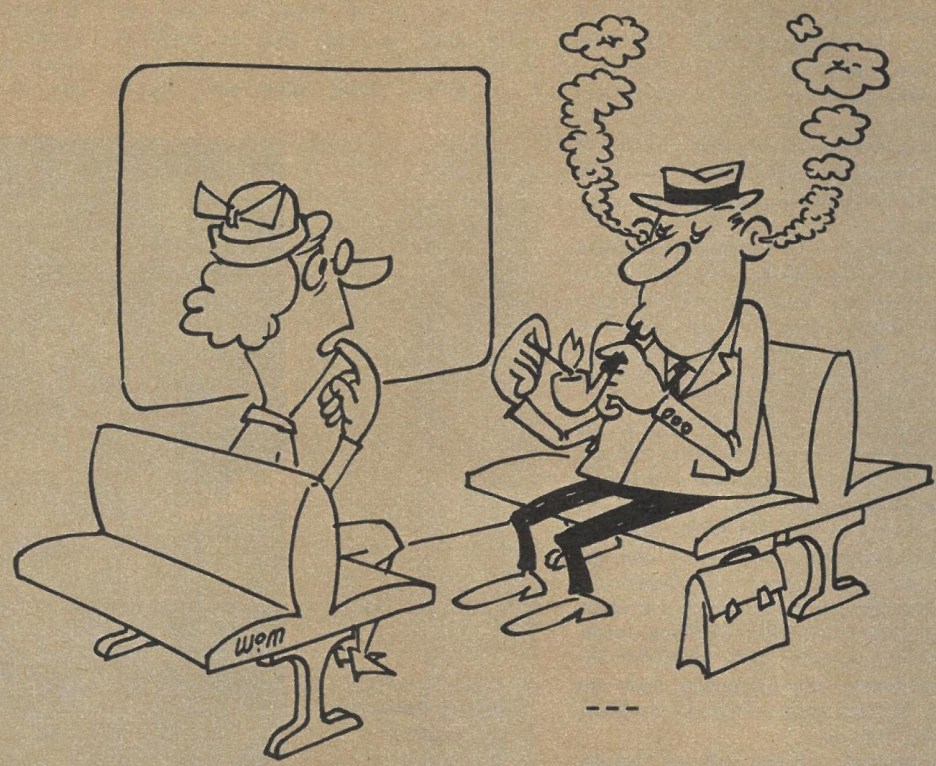
Der so blamabel in aller Öffentlichkeit abgekanzelte Professor Specht, der sein diskriminiertes Gutachten im Auftrage der Staatsanwaltschaft für ein Honorar von 3 500 Mark angefertigt hatte, erwidert darauf nur: „Ich verzichte auf eine Entgegnung, ich verweise auf meine dreißigjährige Tätigkeit als Gutachter vor deutschen Gerichten."

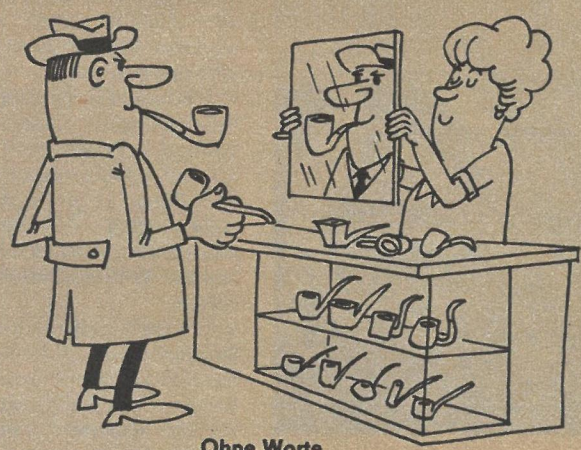
In der westdeutschen Presse wird diese Blamage am nächsten Tag lauthals beklagt. Man fordert eine Justizreform, eine Abwertung der Bedeutung eines wissenschaftlichen Gutachtens für die Urteilsfindung und knüpft alles daran auf, daß solch eine wissenschaftliche Niete dreißig Jahre vor deutschen Gerichten gutachten durfte. Aber alles Geschrei täuscht nur über die wirklichen Ursachen dieses peinlichen Justizskandals hinweg.

Es ist doch absurd, zu glauben, daß ein Mann wie dieser Professor Specht, der über ein Jahrzehnt die kriminaltechnische Abteilung eines Landeskriminalamtes leitete, der in Hunderten Prozessen die Interessen der Anklagebehörde, also des Staates, vertreten durfte, der heute noch als Leiter des Zentrallaboratoriums einer geheimzuhaltenden Bundesbehörde, sprich des Bundeswehrministeriums, tätig sein darf, nicht die elementarsten Grundkenntnisse seines Handwerks beherrscht und über keinen exakten wissenschaftlichen Wortschatz verfügt. Solch ein Dilettant hätte doch nie mit der entscheidenden Rolle in diesem Prozeß betraut werden dürfen.

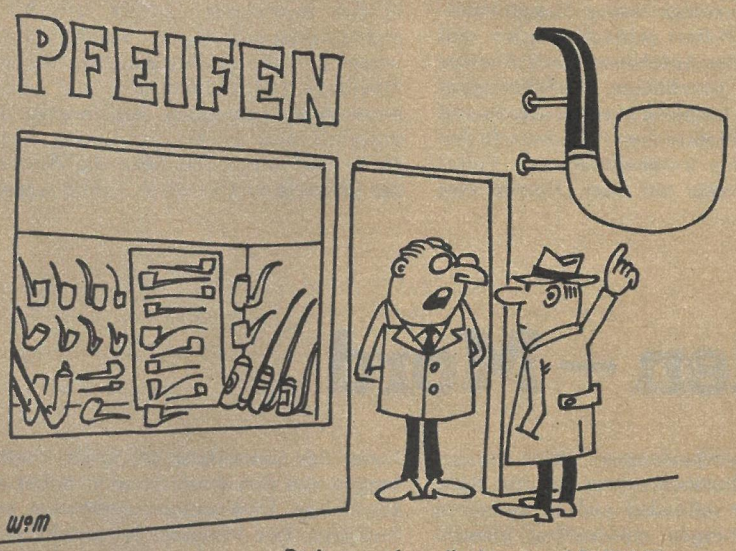
Fortsetzung folgt







Ohne Worte



„Bedaure, aber die ist unverkäuflich!"

WILLY MOESE

Solche Pfeifen

Ohne Worte

* ges. gesch. Warenzeichen

WIE KANN ER NUR...

. . . Ja, wie kann er nur seine schmutzigen Hände ausgerechnet an dem schönen hellen MALIMO*-Handtuch abtrocknen! Nach jeder Schmutzarbeit – und auch für nicht ganz saubere Kinderhände – ist doch ein MALIMO*-Handtuch mit dem grauen Grund das Richtige. Natürlich besitzt es auch die besonderen Vorzüge, welche die Erzeugnisse des MALIMO*-Nähwirkverfahrens auszeichnen: Es ist saugfähig, kochfest, farbecht, formbeständig, strapazierfähig und wird nach jeder Wäsche weicher. Dazu ist es noch unempfindlich gegen Schmutz und mit

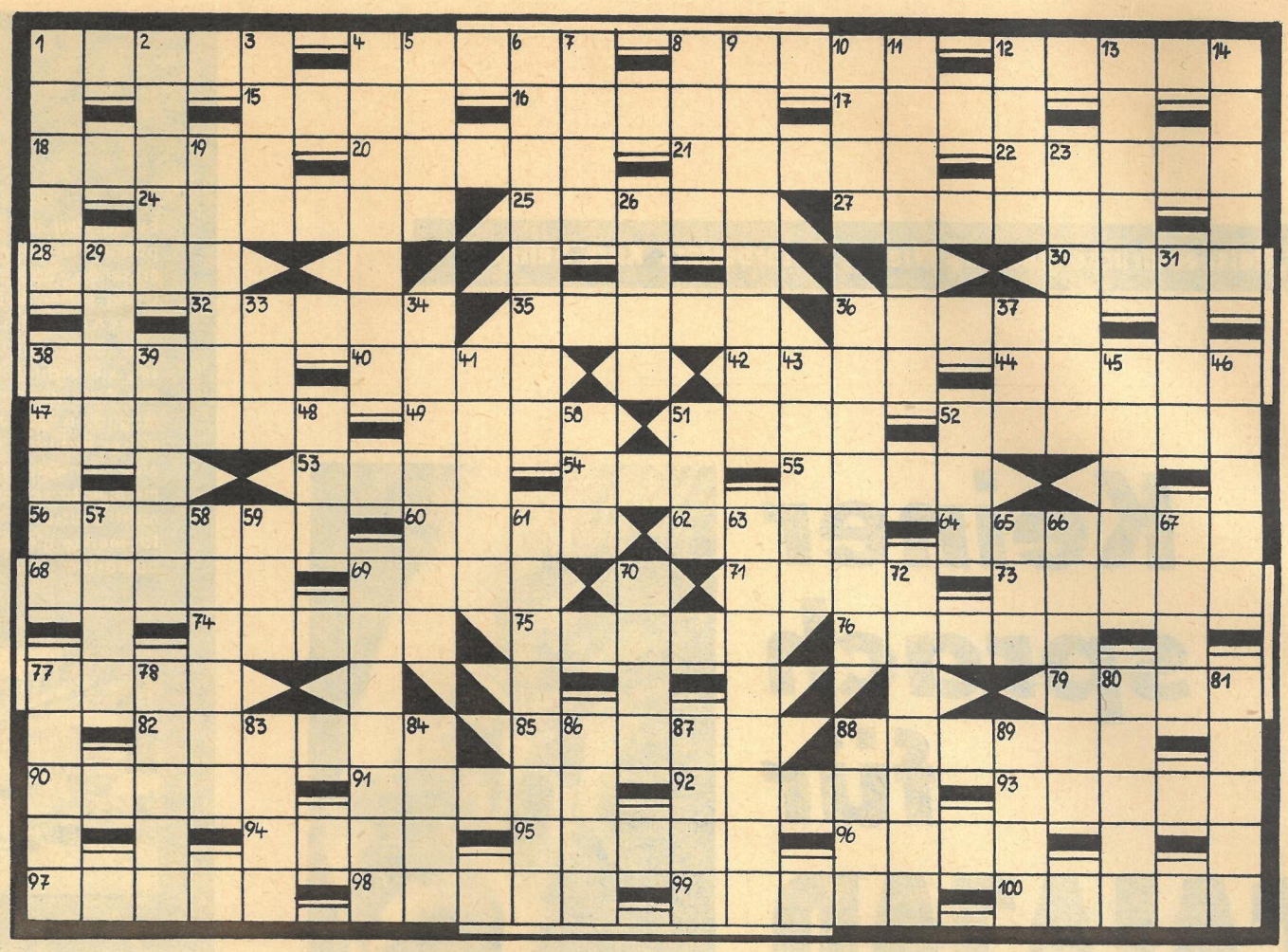
DM 2.85

besonders preiswert. Für schmutzige Hände das MALIMO*-Handtuch mit dem grauen Grund. Sie erhalten dieses Handtuch in jedem Textil-Einzelhandelsgeschäft unter der Bezeichnung MALIMO*-Grubenhandtuch.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. geschnittener Edelstein, 4. Schandfleck, 8. indisches Baldriangewächs, 12. Schreibgerät, 15. Schilf, 16. veredelte Tierhaut, 17. russischer Männername, 18. Gestalt aus der Operette „Die Fledermaus", 20. Bewegungsform, 21. Vorhafen, 22. Lobeserhebung, 24. Schulleiter, 25. Maßstab, Richtschnur, 27. Teil eines optischen Gerätes, 28. Nebenfluß der Fulda, 30. Verwandte, 32. Marderart, 35. französische Stadt, 36. griechische Sagengestalt, 38. brasilianischer Schriftsteller („Katakomben der Freiheit"), 40. ausgebeuteter Arbeiter kapitalistischer Länder, 42. italienische Insel, 44. unartiges Kind, 47. weiblicher Vorname, 49. Halbaffe, 51. Musikzeichen, 52. Umgebung, 53. Kopfschmuck, 54. Musikstück, 55. kleine Währungseinheit in Indien, 56. Salze der Ölsäure, 60. letzter Ostgotenkönig, 62. Acker, Feld, 64. pfeilerartiger Mauervorsprung, 68. germanische Sagengestalt, 69. italienischer Fluß, 71. Raum auf Deck, 73. stellvertretender Außenminister der UdSSR, 74. griechischer Buchstabe, 75. namhafter Literaturkritiker (gest. 1954), 76. Kreisstadt im Bezirk Potsdam, 77. Fischfett, 79. italienische Stadt, 82. Weinsorte, 85. Stadt in der Schweiz, 88. Bauornament, 90. Ortsveränderung, 91. russisch-sowjetischer Komponist („Die Saporosher"), 92. Nachwuchskräfte, 93. Vegetationsstadium, 94. junges Getreide, 95. Prosawerke der japanischen Literatur, 96. Stadt in der Lettischen SSR, 97. Tragkorb, 98. Fischfanggerät, 99. belgische Stadt, 100. Fehllos.

Senkrecht: 1. Speiseeis, 2. Ackerunkraut, 3. Ritter aus Artus' Tafelrunde, 4. musikalisch: Kunst der Gestaltung, 5. Blutgefäß, 6. Begriff der Stromanwendung, 7. sibirischer Strom, 8. römischer Kaiser, 9. Luftkurort im Bezirk Magdeburg, 10. sagenhafte Gründerin Karthagos, 11. Oper von Richard Strauß, 12. alte chinesische Münze, 13. Pflanzenwelt, 14. Komponist der Frühromantik, 19. nordostspanische Stadt, 23. Erfrischung, 26. Mißgunst, 29. Brettspiel, 31. überlieferte Erzählung, 33. Senkblei, 34. eine der Großen Sundainseln, 36. Verzicht, Preisgabe, 37. Schweizer Kanton, 38. sagenumwobener griechischer Dichter und Sänger, 39. Gebirge in Südamerika, 41. altrömische Schutzgeister, 43. Hochgrassteppe in Südamerika, 45. afrikanischer Strom, 46. belgische Stadt, 48. Lebensgemeinschaft, 50. Gebirge auf Kreta, 51. Währungseinheit in Peru, 52. Zeichen, Fleck, 57. Kreisstadt in Baden-Württemberg, 58. Südfrucht, 59. Gebirgseinschnitt, 61. flämischer Maler (1593–1678), 63. Nebenfluß des Tocantins (Brasilien), 65. Sportzeitung der DDR, 66. Instrumentalstück, 67. Metallbolzen, 69. Landschaft in der mittleren Sahara, 70. Seidengewebe, 72. Günstling, 77. Schriftsteller der Gegenwart („Die letzte Heuer"), 78. organische Verbindungen, 80. Reinigungsmittel, 81. weiblicher Vorname, 83. Weinernte, 84. weibliche Bühnenrolle, 86. Gesangsstück, 87. Hafenstadt in Israel, 88. Zeile, Wortreihe, 89. Schwermetall.



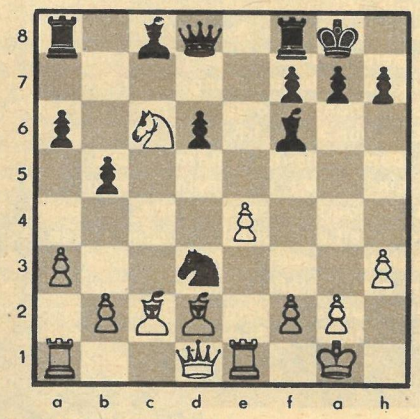
Keres' Wunderspringer

Keres verpaßte seine Chance im Kandidatenturnier, als er kurz vor Schluß gegen Benkö verlor – also wiederum „der ewige Zweite". In der folgenden Partie vollführte er gegen Tal mit seinem Springer einen wahren Salto mortale.

Spanisch

Weiß: Tal Schwarz: Keres

1. **e4 e5** 2. **Sf3 Sc6** 3. **Lb5 a6** 4. **La4 Sf6** 5. **0-0 Le7** 6. **Te1 b5** 7. **Lb3 0-0** 8. **c3 d6** 9. **h3 Sa5** 10. **Lc2 c5** 11. **d4 Sfd7** (Wird der neue Zug von Keres das alte Dc7 von Tschigorin ersetzen?) 12. **Sbd2** (Fisher hatte mit dc4: dc4: 13. Sd2 mehr Erfolg.) 12. ... **cd4:** 13. **cd4: Sc6** 14. **a3 ed4:** 15. **Sb3 Sde5!** 16. **Sfd4: L 6** (Für den vereinzelten Bauern d6 hat Schwarz guten Spielraum für seine Figuren.) 17. **Ld2** (Nicht genügend durchdacht.) 17. ... **Sd4:!** 18. **Sd4: Sd3!** (Ein hübscher Zug, mit dem sich Schwarz den Ausgleich sichert.) 19. **Sc6?** (Tal sollte sich mit 19. Ld3: Ld4: 20. Lc3 begnügen. Der verschmähte Springer „rächt" sich furchtbar.) 19. ... **Sf2:!** (Um



20. Kf2: mit Db6† zu beantworten. 20. Sd8: Sd1 bedeutete Bauerngewinn für Schwarz.) 20. **Df3** (20. Dh5! Sh3:† 21. Kh2 Dc7!) 20. ... **Sh3:†** (Mit der gleichen Idee 21. gh3: Db6† Nun sind es bereits zwei Bauern.) 21. **Kh2 Le5†!** 22. **Se5: de5:** 23. **Td1** (Tal hofft auf einen günstigen Läuferabzug. Aber Schwarz verfügt über das Zwischenschach auf h4.) 23. ... **Sf4!** 24. **g3 Se6** (Der zweite Überschlag des Springers hebt an. 25. Lb4 bliebe wegen Sd4 wirkungslos.) 25. **Lc3 Dg5** 26. **Td6(?)** (Auch dabei übersieht Tal etwas.) 26. ... **Dh6†!** 27. **Kg1** (Oder Kg2 Sf4†. Ein Teufelsspringer!) 27. ... **Sd4!** 28. **Th6:** (Weiß konnte aufgeben.) 28. ... **Sf3:†** 29. **Kf2 gh6:** 30. **Kf3: Tfe8** 31. **Th1 Kg7** 32. **Lb3 Lb7** 33. **Ld2 f5** 34. **Th6: Tad8** 35. **Tb6 Le4:†** 36. **Ke2 Lf3†** 37. **Ke1 f4** 38. **Lc3 fg3:** 39. **Ta6: Td4!** 40. **Ta7† Kh6** 41. **Tf7 und gleichzeitig von Weiß aufgegeben!**

SILBENRÄTSEL

ard bar bel ber bu bungs bus ca cua daim dar dät der di di diz do don dor e e e ei ei ei en en er er fl fu ga gai ge ge gel gen gen gni hard ho im impf in le lei lei len ler li li lie lo lop lu lu lu ma mah mann mast me mi mi mon na nan nar ne ner ni nij nkru no o o on pe pelz promp ra re re ru scheid se se se sen sen ser si si sit spruch stein stoff sus ta ta té ten ten ter tich tiv tri tu tuch tum u u ü un ve ve wat wel wi zen zenz zi zi zis zo

Es sind einundvierzig Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Tendenz aus der Erklärung des Staatsrates der DDR ergeben:

1. Papageienart, 2. bedeutender sowjetischer Regisseur („Panzerkreuzer Potemkin"), 3. Zurückhaltung, 4. Gruppe der Ostalpen, 5. Heilserum, 6. Alltägliches, 7. ausgestorbenes Rüsseltier, 8. überragender französischer Lyriker (1895–1952), 9. Frühlingsblume, 10. Theater- und Filmschauspieler der DDR, 11. südspanische Provinzhauptstadt, 12. wichtigster Hafen der Hawaii-Inseln, 13. Oper von Verdi, 14. Staatspräsident von Ghana, 15. Trainer, 16. revolutionärer französischer Schriftsteller („Klarheit"), 17. Besitz, 18. dramatischer Sprechgesang, 19. Molkereimaschine, 20. Land an der südamerikanischen Küste, 21. Brauch, Sitte, 22. Landmesser, 23. Druckfehler, 24. norwegischer Polarforscher, 25. Industriestadt im Ruhrgebiet, 26. Stegreifdichtung oder -komposition, 27. deutscher Maler und Graphiker (1847–1935), 28. deutscher Lyriker und Übersetzer („Geiseln"), 29. Titel der Hochschulrektoren, 30. Rabengeier, 31. unechter Edelstein, 32. wasserdichtes Gewebe, 33. Miterfinder des ersten Fahrzeugmotors, 34. Hülle, Briefumschlag, 35. niederländische Stadt, 36. Gegensatz, 37. eines der drei Losungswörter der Französischen Revolution, 38. Autor des Jugendbuches „Timur und sein Trupp", 39. Fellart, 40. Oper von Albert Lortzing, 41. Beweismittel (Mz.).

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 35

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Hengst, 5. Goa, 7. Eluard, 11. Aeta, 12. Mole, 13. Volute, 14. Rum, 15. Agenda, 17. Tran, 19. Erna, 21. DIN, 22. Leere, 26. Tatra, 28. Alabaster, 33. Aras, 35. Largo, 36. Ster, 39. Voltaire, 41. Aether, 43. Rab, 44. Reseda, 48. Abonnent, 52. Samt, 54. Mimen, 56. Oboe, 57. Sportfest, 60. Stute, 63. Tafel, 66. Ton, 67. Lola, 70. Aser, 72. Engels, 73. Don, 74. Hantel, 75. Espe, 76. Korn, 77. Norina, 78. Rue, 79. Edirne. – Senkrecht: 1. Havel, 2. Nelke, 3. Sattel, 4. Teer, 5. Garn, 6. Amme, 7. Elan, 8. Legat, 9. Arndt, 10. Diana, 16. Dirne, 18. Alb, 20. Riege, 23. Ebro, 24. Rast, 25. USA, 27. Alse, 29. Ali, 30. Aleramo, 31. Trabant, 32. Rot, 33. Avers, 34. Alarm, 37. Trieb, 38. Rente, 40. Aus, 42. Han, 45. Etat, 46. Ems, 47. Dipol, 49. Ode, 50. Nota, 51. Note, 53. Anton, 55. Erz, 58. Fes, 59. Strand, 60. Stein, 61. Ungar, 62. Ellen, 64. Futur, 65. Lille, 68. Ossa, 69. Ader, 70. Anke, 71. Ehre.

Silbenrätsel. 1. Eridanus, 2. Stramin, 3. Stempel, 4. Corinth, 5. Haiti, 6. Rendezvous, 7. Ester, 8. Ibarruri, 9. Bormann, 10. Effekt, 11. Neunauge, 12. Diesterwegmedaille, 13. Itschang, 14. Cachin, 15. Haldensleben, 16. Tapir, 17. Ehrenburg, 18. Rotwild, 19. Düsenflugzeug, 20. Ecklehre, 21. Nestroy, 22. Klavier, 23. Andersen, 24. Lakritze, 25. Erwägung, 26. Niendorf, 27. Diadem, 28. Eisenhut, 29. Rohrdommel. – „Es schreiben Dichter den Kalender, damit der Mensch die Welt verändert!"

Haben Sie so etwas nötig? Nein, bestimmt nicht;

denn wenn „Zeit im Bild" ausverkauft ist, hat ihr Zeitungshändler die Möglichkeit der Nachbestellung. Das Sicherste jedoch ist ein Abonnement. Es gewährleistet Ihnen einen regelmäßigen und pünktlichen Bezug frei Haus.

BESTELLSCHEIN

Ich bestelle hiermit ab ..... 19..... die Illustrierte

„ZEIT IM BILD" im Abonnement

Die Zustellung erfolgt einmal wöchentlich zum Bezugspreis von monatlich 1,30 DM oder vierteljährlich 3,90 DM frei Haus

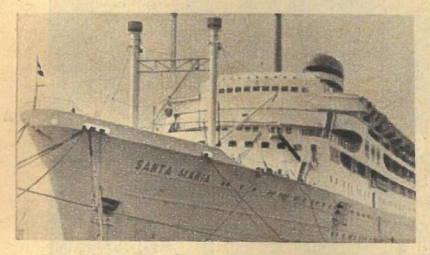
Name: ..... Ort: .....

Straße: .....

Reiseeindrücke unseres Wiener Mitarbeiters Kurt Seliger:

Keiner sprach für SALAZAR

Fotos: Seliger (6), Zentralbild, Steffen, Archiv



Seit dem verwegenen Handstreich mit dem Luxusdampfer „Santa Maria" zu Beginn des vergangenen Jahres wird die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit immer wieder auf die Vorgänge in Portugal gelenkt. Der Widerstand gegen die Diktatur Salazars nimmt zu, Meldungen über Studentenstreiks und Demonstrationen in Lissabon und Coimbra, über Protestaktionen und Verhaftungen von Antifaschisten füllen die Spalten der Presse. Ich muß jetzt daran denken, was mir vor einigen Monaten gesagt wurde.

Es war auf der Straße zwischen Lissabon und Coimbra: Autopanne! Ich bastelte an meinem Wagen herum, mußte aber bald einsehen, daß nur ein Mechaniker das Fahrzeug wieder in Gang setzen konnte. Zum Glück befand ich mich in der Nähe eines Ortes. Ein Mann, der meinem Treiben zugesehen hatte, gab mir zu verstehen, daß etwa 100 Meter weiter eine Garage sei, vielleicht könnte man mir dort helfen. So schob ich denn das Auto dorthin und versuchte dann, einem Arbeiter mit allen möglichen Gesten klarzumachen, woran es fehlte. Ich hatte in dieser Richtung schon einige Fortschritte erzielt, als ich plötzlich einen Einwohner, der sich zu der Gruppe gesellt hatte, die um mein Auto versammelt war, sagen hörte: „Warum sprechen Sie nicht deutsch?"

Ich merkte gleich, der Mann wollte meine Überraschung gehörig auskosten. Und dazu gab ich ihm wahrlich Gelegenheit, denn

Lissabon, Ausgangspunkt meiner Reise.

ich hatte mit allem möglichen gerechnet, nicht aber damit, in einem portugiesischen Dorf in meiner Muttersprache angesprochen zu werden, und noch dazu in einwandfreiem Wiener Dialekt. Für mich war es allerdings nicht einfach nur Freude darüber, am Südwestzipfel von Europa einen Landsmann anzutreffen, als vielmehr die Hoffnung, nun endlich mehr über die Lage in Portugal zu erfahren.

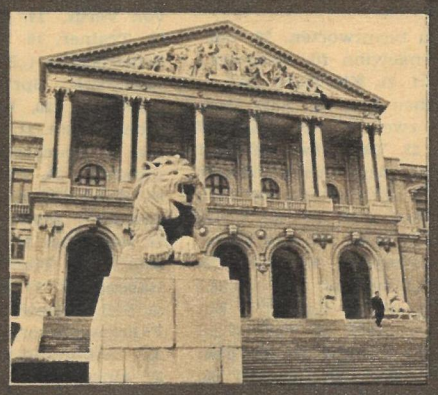
Mein Landsmann war zunächst sehr verschlossen, als ich ihn danach fragte. Er hatte offensichtlich Furcht, mit einem Fremden über solch heikle Fragen zu sprechen. Aber schließlich ging er aus sich heraus, und er sagte:

„Portugal gleicht einem Pulverfaß. Wenn Salazar nicht bald verschwindet, dann ist ein Blutbad zu befürchten. Aber die Großgrundbesitzer, die Banken und Großunternehmer versuchen, Salazar mit allen Mitteln zu halten. Doch Salazar ist nicht zu halten. Bei uns in Portugal gibt es eine Handvoll Leute, die alles haben, und das Volk, das nichts hat. Sehen Sie sich doch um in Portugal, überall werden Sie Menschen finden, die unter armseligen Bedingungen leben. Es gibt kaum eine Industrie, es wird nichts investiert; das wirtschaftliche Leben stagniert. Das Volk wünscht, daß Salazar verschwindet. Aber die mächtigen Kreise, von denen ich Ihnen erzählt habe, die halten Salazar, weil sie fürchten, daß mit seinem Sturz noch mehr einstürzt in Portugal . . ."

Mein Landsmann hat es klar ausgesprochen. Diese Feindschaft gegen das Salazar-Regime habe ich überall vorgefunden. Ich habe Portugal von der Südprovinz bis hinauf nach Tras-os-Montes kennengelernt, immer traf ich auf den Haß des Volkes gegen die klerikale Diktatur. Niemand sprach sich für Salazar aus. – An einer Tankstelle fragt mich der Tankwart, woher ich komme. Ich gebe ihm Auskunft. Wir unterhalten uns dann über die Löhne. Da gesteht er, die seien in Portugal eine Schweinerei. Er könne aber nicht weiter darüber reden, sonst lande er womöglich im Gefängnis. Zur Unterstreichung seiner Worte legt er je zwei Finger quer übereinander, so daß sie ein Gitter bilden.

In einem Laden in Lissabon kaufe ich einen Stadtplan. Ich erkundige mich nach dem Amtssitz Salazars. Der Verkäufer verzieht verächtlich sein Gesicht und meint, weshalb ich mir ausgerechnet dieses Gebäude ansehen wolle, es lohne sich nicht. Übrigens sei verteufelt viel Polizei dort. „Sie wissen ja . . ."

Ich komme in das reichste landwirtschaftliche Gebiet Portugals, in das Alentejo. An einer Straßenmündung fahre ich etwas langsamer, um zu sehen, wie es weitergeht. Da höre ich die hellen Stimmen singender Mädchen. Nicht weit entfernt sehe ich



Die Assamblea Nacionale – der Amtssitz des Diktators: „Dieses Gebäude anzusehen lohnt nicht . . ."

Landarbeiterinnen aus dem Alentejo: Trotz Armut optimistisch.

vor einem Wirtschaftsgebäude Mädchen und Frauen in seltsamer Aufmachung. Sie alle haben weite Hosen an, die unter den Knien zusammengebunden sind. Auf den Köpfen tragen sie – Herrenhüte! Die einen sitzen auf der Erde und essen, die jüngeren drehen sich im Tanz und singen dazu. Es sind Landarbeiterinnen, die ihre Mittagspause halten.
Auch hier kommt eine Unterhaltung zustande. Ich frage auf italienisch: „Quanti Escudos ricevete per il vostro lavoro?" Ich habe Glück, denn die ersten zwei Wörter verstehen die Mädchen: „Wieviel Escudos?" Dann fällt mir ein, daß Arbeit auf spanisch „trabajo" heißt. Die Frage wird verstanden, es gilt nur noch zu klären, wieviel Geld in welcher Zeit, und ich vernehme nach einem aufgeregten Hin und Her, nach vielen Fragen und Gegenfragen, daß der Tagesverdienst einer portugiesischen Landarbeiterin im „reichen" Alentejo 10 Escudos beträgt. Das sind 1,56 DM! Einige Tage später führe ich ein ähnliches Gespräch mit Arbeitern einer Korkfabrik. Höchstverdienst eines Arbeiters: 15 Escudos am Tag! Den Mädchen sieht man an, daß sie arm sind. Ich bin auch durch die Bauerndörfer gefahren und habe die hübschen, sauberen, aber sehr ärmlichen Häuser gesehen. Wie es auf dem Dorf in Portugal wirklich aussieht, das zeigt die Statistik: In den Provinzen Algarve, Alentejo und Ribatejo werden 1 759 100 Hektar Boden bestellt, von denen 1 734 500 Hektar das Eigentum von 3 278 Großgrundbesitzern sind. Auf die 51 160 Bauern dieser Provinzen entfallen nur 24 600 Hektar Land!
In diesen Provinzen fällt auf, daß die Menschen trotz der Not, in der sie leben müssen, doch heiter sind. Die singenden Landarbeiterinnen und die bunt gestrichenen Häuser sind kein Einzelfall, beides zeugt vom Lebenswillen des portugiesischen Volkes, von der Entschlossenheit, sich nicht mit seiner Lage abzufinden. Denn Menschen, die resignieren, haben auch keinen Sinn für bunte Farben.
Leben die Menschen in den südlichen und mittleren Provinzen Portugals in Armut und Not, so vegetieren jene des Nordens in bitterstem Elend. Das trifft vor allem auf die Provinz Tras-os-Montes zu. Auf der Reise nach dem Norden des Landes kommt man in die alte Universitätsstadt Coimbra. In den Reiseführern kann man lesen, daß die Studenten von Coimbra wegen ihrer schwarzen Umhänge bekannt und berühmt sind. Kürzlich haben sie die Aufmerksamkeit allerdings mehr dadurch auf sich gelenkt, daß sie offen gegen die unmenschliche Salazar-Diktatur demonstrierten. Viele von ihnen sprechen Fremdsprachen, vor allem

Studenten der Universität Coimbra in ihren traditionellen Umhängen.

Französisch und Englisch. Aber Portugal hat 49 Prozent Analphabeten. Die Hälfte aller schulpflichtigen Kinder geht nicht zur Schule!
Je weiter ich in das gebirgige Land des Nordens komme, desto klarer ist zu erkennen, daß die Kinder hier niemals den Weg auf die Universität von Coimbra finden werden. Niemals werden sie

Immer wieder Protestaktionen in Lissabon und im Land: Salazars Stunden sind gezählt!

den schwarzen Umhang tragen – so lange jedenfalls nicht, als Portugal das jetzige Regime hat. Was die Kinder tragen, sind Jutesäcke, die sie sich über die Köpfe stülpen, um sich vor dem Regen zu schützen. Barfuß waten sie durch den Morast ihrer Dorf-„Straßen". Große, schreckerfüllte Augen blicken den Fremden an, aus gealterten, hungrigen Gesichtern. Kaum richte ich meine Kamera auf sie, flüchten sie. Sie erwarten von den Menschen nur Böses! Im Dorf Granja will ich ein halbverfallenes

< „... denn man sieht nur die im Lichte, die im Dunklen sieht man nicht." Blick von der Altstadt auf das neue Lissabon.

Abbruchreif: die Schule in Granja.

Haus fotografieren. Da höre ich Kinderstimmen, und man sagt mir, dies sei kein Wohnhaus, sondern eine Schule! Fenster ohne Scheiben, Wände, von denen der Putz fällt, von Schmutz umgeben – das ist im Norden Portugals eine Dorfschule!
In Lissabon kaufe ich mir eine Schweizer Zeitung. Ich lese darin einen Artikel über Portugal. Der Autor schreibt, Salazar sei mit den Portugiesen unzufrieden. Seither sind einige Monate vergangen, und ich denke, seine Unzufriedenheit ist unterdessen gewiß nicht geringer geworden.

Heute zum Thema:

Diskussion eröffnet

Die Hauptverwaltung Deutsche Volkspolizei, Hauptabteilung Verkehrspolizei, legte unserer Bevölkerung dieser Tage den Entwurf zur Änderung und Ergänzung der Straßenverkehrs-Ordnung und der Straßenverkehrs-Zulassungs-Ordnung vor und bittet bis zum 1. Oktober 1962 um Diskussionen und weitere Vorschläge oder Ergänzungen dazu, die entweder an „ZB-Motor" oder an sämtliche Dienststellen der VP direkt eingereicht werden können. Zur Förderung der Aussprache über beide Ordnungen veröffentlicht „ZB-Motor" Teile des Entwurfes und darin enthaltene neue oder geänderte Verkehrszeichen und -einrichtungen.

Verkehrsregelung durch Zeichengebung

Die Organe der Deutschen Volkspolizei regeln den Straßenverkehr durch Zeichen mit der Hand (mit oder ohne Signalstab) oder durch Farbzeichen. Dabei werden die vorfahrtsregelnden Verkehrszeichen und die Vorfahrtsregeln im Bereich der geregelten Straßenkreuzung oder -einmündung außer Kraft gesetzt. Der Bereich einer Kreuzung oder Einmündung erstreckt sich auf eine Entfernung von 15 Meter, gemessen von dem Punkt, an dem die beiden Fahrbahnkanten zusammentreffen.

Verkehrsteilnehmer haben sich rechtzeitig auf die Verkehrsregelung zu orientieren und die gegebenen Zeichen und Hinweise zu befolgen. Wenn es die Verkehrslage erfordert, sind die Verkehrsposten berechtigt, mittels Handzeichen die durch Verkehrszeichen oder Farbzeichen getroffenen Anordnungen sowie allgemeine Verkehrsregeln aufzuheben, auch wenn sie im Gegensatz zu diesen stehen. Die Verkehrsteilnehmer können durch Pfeifsignale auf die Zeichengebung aufmerksam gemacht werden.

Die Zeichen zur Regelung des Verkehrs bedeuten: Grundstellung des Verkehrspostens längs zur Verkehrsrichtung oder das Farbzeichen „grün": „Straße frei"; Hochhalten einer Hand durch den Verkehrsposten oder das Farbzeichen „gelb" für Verkehrsteilnehmer in der vorher gesperrten Richtung: „Achtung"; in der vorher freien Richtung: „Anhalten"; die sich auf der Kreuzung oder Einmündung befinden: „Kreuzung bzw. Einmündung verlassen".

Grundstellung des Verkehrspostens quer zur Verkehrsrichtung oder das Farbzeichen „rot": „Halt".

Durch das Hochhalten einer Hand (mit oder ohne Signalstab) oder durch rote Farbzeichen kann auch außerhalb von Kreuzungen und Einmündungen an Verkehrsteilnehmer die Weisung zum Anhalten erteilt werden. Fahrzeuge sind bei diesem Zeichen unverzüglich rechts heranzufahren und anzuhalten. Fußgänger haben die Fahrbahn unverzüglich zu verlassen bzw. dürfen dieselbe nicht mehr betreten.

Bei Fahrten motorisierter Kolonnen der bewaffneten Organe sind deren Regulierungsposten berechtigt, selbständig die Regelung des Straßenverkehrs mit Signalflaggen oder Farbzeichen zu übernehmen. Ihre Weisungen sind zu befolgen.

Verkehrszeichen und Verkehrsleiteinrichtungen

Die durch Verkehrszeichen und Verkehrsleiteinrichtungen getroffenen Anordnungen sind zu befolgen. Der Geltungsbereich der Gebots- und Verbotszeichen erstreckt sich jeweils bis zur nächsten Straßenkreuzung oder -einmündung, diese mit einschließend, sofern nicht im Einzelfalle durch zusätzliche Bezeichnungen der Geltungsbereich verkürzt wird.

Führung von Fahrzeugen

Fahrzeuge müssen einen zur selbständigen Leitung geeigneten Führer haben. Der Fahrzeugführer darf bei Antritt und während der Fahrt nicht unter Einwirkung von Alkohol stehen. Die Fahrtüchtigkeit darf auch nicht durch Übermüdung, Krankheit sowie durch Rauschgifte oder andere Mittel, die die Reaktionsfähigkeit herabsetzen, beeinträchtigt sein.

Der Fahrzeugführer ist bei der Leitung und Bedienung des Fahrzeuges zur Vorsicht verpflichtet. Er hat seinen Platz so zu wählen, daß er sein Fahrzeug einwandfrei führen kann und ausreichende Sicht hat. Er darf Personen oder Gegenstände nur mitnehmen, wenn sie ihn bei der Leitung und Bedienung des Fahrzeuges nicht behindern. Auf Kraftfahrzeugen darf nur die gemäß Anlage 3 angegebene Anzahl von Personen mitgenommen werden. Führer von Krafträdern (außer von Kleinkrafträdern gemäß § 85 StVZO) haben außerhalb geschlossener Ortschaften Schutzhelme zu tragen. Das Rauchen ist beim Fahren auf Krafträdern und Kleinkrafträdern nicht gestattet.

Fahrzeuge müssen sich in einem verkehrs- und betriebssicheren Zustand befinden. Der Fahrzeugführer ist verpflichtet, den Zustand des Fahrzeuges sowie die Verteilung und richtige Befestigung der Ladung vor Antritt der Fahrt zu überprüfen. Liegen Mängel vor, die die Verkehrs- und Betriebssicherheit beeinträchtigen, darf die Fahrt nicht angetreten werden. Mängel, die während der Fahrt auftreten und die Verkehrssicherheit des Fahrzeuges beeinträchtigen, sind unverzüglich zu beseitigen. Ist dies nicht möglich, ist das Fahrzeug auf dem kürzesten Weg aus dem Verkehr zu ziehen.

Für die Erfüllung der dem Fahrzeugführer obliegenden Aufgaben und Pflichten sind auch der Fahrzeughalter oder dessen beauftragter Vertreter sowie die Personen, die ständig oder zeitweise die Verfügungsgewalt über den Einsatz des Fahrzeuges ausüben, verantwortlich, soweit sie in der Lage sind, darauf Einfluß zu nehmen. Sie dürfen insbesondere die Fahrt nicht anordnen oder gestatten, wenn ihnen bekannt ist oder wenn sie den Umständen nach damit rechnen müssen, daß der Fahrzeugführer zur sicheren Leitung und Bedienung seines Fahrzeuges nicht geeignet oder das Fahrzeug nicht verkehrs- und betriebssicher ist.

Ausweichen und Überholen

Es ist rechts auszuweichen. Jeder Verkehrsteilnehmer hat rechtzeitig und in ausreichendem Maße auszuweichen. Wenn entgegenkommende Fahrzeuge an einengenden Stellen oder wegen eines Hindernisses nicht mit Sicherheit ausweichen können, muß der Fahrer, auf dessen Seite sich das Hindernis befindet, den entgegenkommenden Fahrzeugen die Durchfahrt gewähren. Als Hindernis gilt auch ein haltendes Fahrzeug. Ist ein sicheres Ausweichen nicht möglich, so muß derjenige Verkehrsteilnehmer zurückfahren, dem dies nach den Umständen am ehesten zuzumuten ist.

Es ist links zu überholen. Die Absicht des Überholens kann durch kurze Licht- oder Schallzeichen angezeigt werden. Fahrzeuge, die sich zum Zwecke des Linksabbiegens eingeordnet und ihre Fahrtrichtungsänderung nach links angezeigt haben, sind rechts zu überholen.

Das Überholen ist nur gestattet, wenn der Fahrzeugführer sich davon überzeugt hat, daß

1. der Gegenverkehr ein gefahrloses Überholen und anschließendes Wiedereinordnen zuläßt;
2. er selbst nicht von einem anderen Fahrzeug überholt wird;
3. keine Gefährdung oder Behinderung des zu Überholenden und des übrigen, insbesondere des nachfolgenden Verkehrs eintreten kann;
4. keine Hindernisse vorhanden sind, die den zu Überholenden zwingen, von seiner Fahrtrichtung nach links auszuweichen, und
5. der zu Überholende nicht die Änderung seiner Fahrtrichtung auf der Überholseite angezeigt hat.

Das Überholen ist nicht gestattet an unübersichtlichen oder aus anderen Gründen gefährlichen Stellen, besonders

1. auf oder unmittelbar vor Eisenbahnübergängen,
2. an Bergkuppen und
3. an Fahrbahneinengungen.

Mehrspurige Kraftfahrzeuge dürfen sich untereinander nicht überholen, wo ein Überholverbot durch Verkehrszeichen angezeigt ist. Das Überholen von gepanzerten Vollkettenfahrzeugen der bewaffneten Organe ist nur gestattet, wenn durch den Führer des Fahrzeuges eine grüne Flagge, bei Dunkelheit oder Nebel grünes Licht, gezeigt wird.

Der Fahrer des zu überholenden Fahrzeuges hat nach rechts auszuweichen, soweit es erforderlich und ohne Gefährdung möglich ist. Er darf die Geschwindigkeit nicht erhöhen und den Überholenden nicht mehr als unvermeidbar behindern.

Jede nur für eine Verkehrsart bestimmte Fahrbahn und jede unbefestigte Fahrbahn (Sommerweg) neben einer befestigten gelten beim Ausweichen und Überholen als selbständige Straßen.

Schienenfahrzeugen ist rechts auszuweichen, sie sind rechts zu überholen. Läßt der Raum zwischen Schienenfahrzeug und Fahrbahnrand dies nicht zu, so muß rechtzeitig links ausgewichen und darf links überholt werden, wenn dadurch der Gegenverkehr nicht gefährdet oder behindert wird. Fahrzeuge, die auf Grund ihres Ausmaßes nicht überholen können, müssen in einer solchen Entfernung hinter dem Schienenfahrzeug fahren, daß andere

Fahrzeuge beim Überholen nicht behindert werden. In Einbahnstraßen dürfen Schienenfahrzeuge rechts und links überholt werden.

Außerhalb geschlossener Ortschaften ist die Absicht des Überholens durch die Benutzung der Fahrtrichtungsanzeiger oder in anderer geeigneter Weise rechtzeitig und deutlich dem nachfolgenden Verkehr bekanntzugeben. Dies befreit nicht von der notwendigen Rücksichtnahme auf den übrigen, insbesondere den nachfolgenden Verkehr.

In Fahrzeugkolonnen eines geschlossenen Verbandes dürfen die Fahrzeuge sich untereinander nicht überholen. Nach jedem fünften Fahrzeug ist ein Abstand von mindestens 100 Metern einzuhalten.

Dies gilt nicht für Fahrzeugkolonnen der bewaffneten Organe; sie müssen jedoch in angemessenen Abständen Überholungslücken für den übrigen Verkehr frei lassen.

Vorfahrt

An Kreuzungen und Einmündungen von gleichrangigen Straßen hat Vorfahrt wer von rechts kommt; unabhängig davon, ob die Fahrtrichtung beibehalten wird oder nicht.

Der Benutzer der Hauptstraße hat Vorfahrt vor dem Benutzer der Nebenstraße. Dies gilt auch, wenn die Hauptstraße an einer Kreuzung oder Einmündung abbiegt.

Hauptstraßen sind:

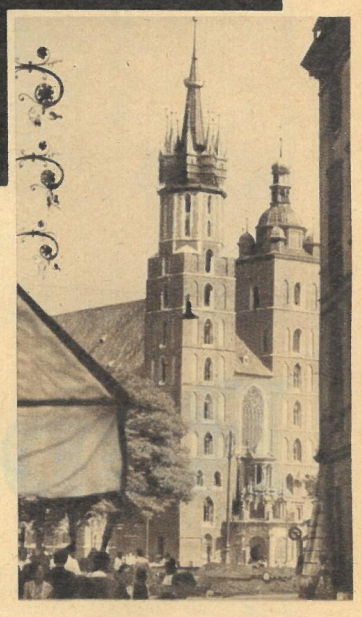
1. Fernverkehrsstraßen, gekennzeichnet durch das Nummernschild;
2. Hauptverkehrsstraßen, gekennzeichnet durch das auf der Spitze stehende Viereck;
3. ferner an Kreuzungen und Einmündungen solche Straßen, bei denen auf den einmündenden Straßen die Verkehrszeichen „Vorfahrt auf der Hauptstraße beachten!", „Halt! Vorfahrt auf der Hauptstraße beachten!" oder „Kreisverkehr" angebracht sind.

Bei abbiegenden Hauptstraßen wird durch das Zusatzschild unter den vorfahrtsregelnden Verkehrszeichen der Verlauf der Hauptstraße angezeigt. Feld-, Wald- und andere Wege, die auf Straßen einmünden oder diese kreuzen, sind untergeordnet. Wer nach links abbiegen will, hat die entgegenkommenden Fahrzeuge aller Art vorfahren zu lassen, sofern nicht ein Vorfahrtsfall nach Absatz 1 vorliegt oder der entgegenkommende Fahrzeugführer bei abbiegender Hauptstraße aus einer Nebenstraße kommt. Hierbei gelten Straßen mit mehreren voneinander getrennten Fahrbahnen als dieselben Straßen.

Straßenbahnen haben Vorfahrt, wo ein Verkehrszeichen aufgestellt oder angebracht ist.

(Wird fortgesetzt)

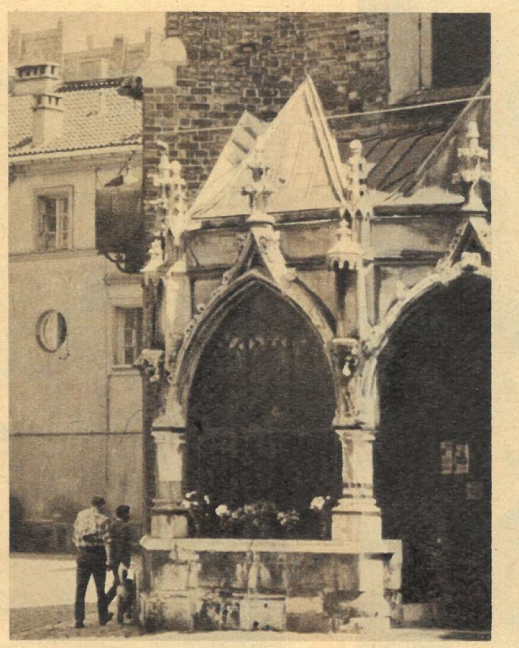
Durch das anheimelnde Dunkel der mittelalterlichen Markthalle zu Krakow mögen sicher Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schon Nikolaus Kopernikus, Student der hiesigen Universität, und der Schöpfer des berühmten Altars in der Marienkirche (rechts), der Holzschnitzer Veit Stoß, Probleme wälzend geschritten sein. Und ob nicht Adam Mickiewicz, Dichter und Revolutionär, mit seinen Gesinnungsfreunden Hugo Kołłotaj, dem Reformator der polnischen Universitäten und Autor der Verfassung von 1791, und dem polnischen Nationalhelden Thaddäus Kosciuszko hier unauffällige Zusammenkünfte hatte, auf denen er mit ihnen über Polens Freiheit und Einheit beriet? Wer weiß? Die altersbraunen Schnitzereien der Marktstände geben ihre Geheimnisse nicht preis. Sie sind stumme Zeugen der ruhmreichen Geschichte eines so oft geteilten, geknechteten, unterjochten, aber dennoch immer wieder siegreichen Volkes und einer seiner glanzvollsten Städte, die sich den Beinamen „das slawische Rom" über alle Schrecknisse hinweg zu Recht bewahrt hat.



Adam Mickiewicz, Polens großer Sohn und genialer Dichter, nannte Krakow

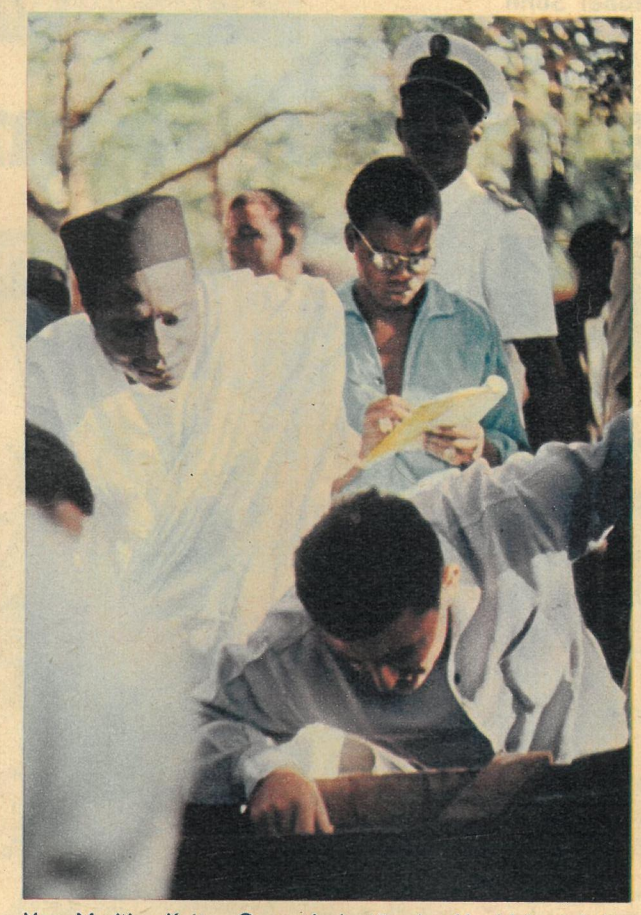
Das slawische Rom

Der größte Blumengarten Krakows ist – der Marktplatz, wo in verschwenderischer Fülle Tag für Tag Sonnenschirme und Blumen in ihrer Farbenpracht miteinander wetteifern, und über allem der betäubende Duft Tausender Blüten. Mag sein, daß dieses Fluidum das fast südländische Temperament erzeugt, mit dem Käufer und Verkäufer um die Gunst der Kinder Floras ringen. Mickiewicz stört das wenig. Sein Denkmal ist der Taubenschlag des Marktes.



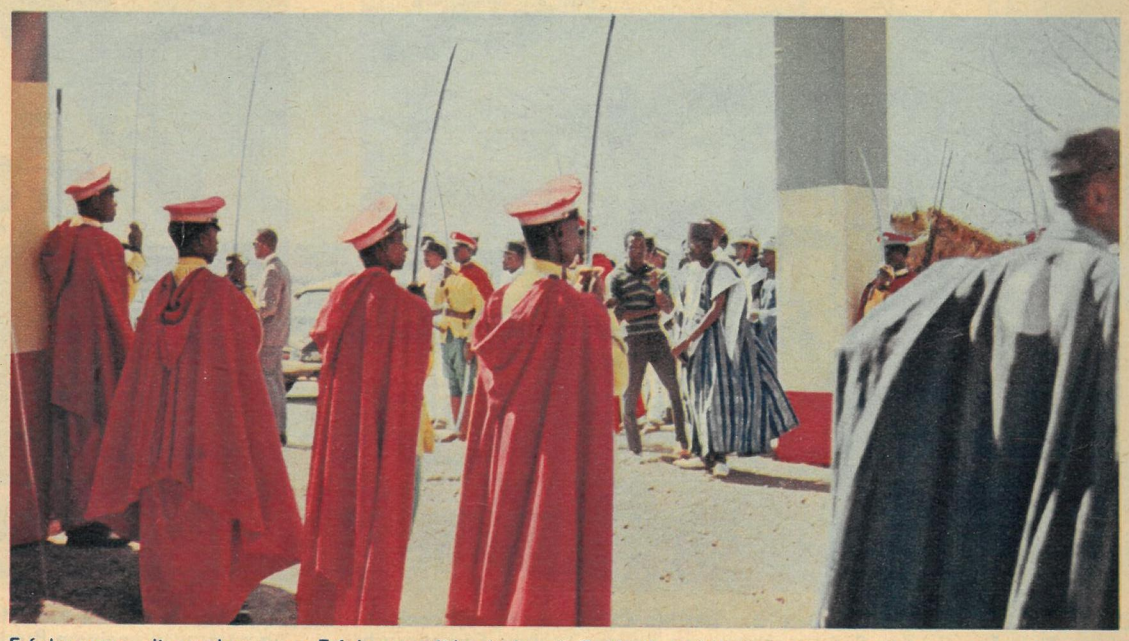
Die über 600 Jahre alte Marienkirche, von der die Legende behauptet, zwei uneinige Brüder hätten sie erbaut – deshalb die ungleichen Türme –, beherrscht mit ihrem prachtvoll geschmückten Portal den Markt. Aber die wahren Könige des Platzes sind die Tauben, von denen man mehr auf eine Hand bekommt (so Futter drin ist), als man Spatzen auf den Dächern sieht. *Fotos Buschmann*

Republik im Nigerbogen



Mali, südlich der Sahara gelegen, ist dennoch kein fernes Land. Man fliegt mit der „IL 18" nicht einmal zwanzig Stunden und landet dann in Bamako, in der Metropole des jungen afrikanischen Staates. Auf einer Fläche, zwölfmal so groß wie die unserer Republik, leben nahezu vier Millionen Malinesen, vorwiegend Bauern, auch Fischer und Handwerker. Noch besitzt Mali kaum nennenswerte Industrie; die Arbeiterklasse umfaßt nicht mehr als ein Prozent der Bevölkerung – ein Ergebnis achtzigjähriger französischer Kolonialherrschaft. 98 Prozent aller Menschen waren Analphabeten, und mehr als die Hälfte der Kinder starben als Säuglinge. Im Herbst 1960 beschloß die Nationalversammlung (oben: das Parlamentsgebäude) einen Fünfjahrplan zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Republik.

Bildbericht von Heinz Klemm



Von Modibo Keita, Generalsekretär der Unabhängigkeitspartei der „Sudanesischen Union" und Präsident der Republik (links, im weißen Umhang), stammen die Sätze: „Wir haben uns für sozialistische Planwirtschaft entschieden. Für uns beruht der Sozialismus hauptsächlich auf einer langen Praxis des Gemeinschaftslebens, und wir bedienen uns der Erfahrungen, die anderswo zu Erfolgen geführt haben." Deshalb rief Mali zur Modernisierung seiner Landwirtschaft und zur Verbesserung der Verkehrswege Experten aus den sozialistischen Ländern zu sich. Deshalb auch ist im Fünfjahrplan der Grundsatz niedergelegt, durch eigene Mühen eine unabhängige Wirtschaft zu entwickeln, weil sonst die koloniale Abhängigkeit verewigt würde. Mali bedarf einer eigenen verarbeitenden Industrie; noch stammen die im Lande getragenen Gewebe vorwiegend aus Frankreich, aber die Baumwolle wird auf Malis Feldern geerntet. Rechts: Die „Rote Garde" ist Ausdruck des Selbstbewußtseins des jungen Staates.